

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

T 72297 A

MA 9 - SD 25 - 24 - 828 - 128960 - 45

C a v a l e a d a .

Eine Skizze

aus dem

Leben und Treiben der Guerra'schen
Kunstreitergesellschaft.

Herausgegeben

von

N. G.

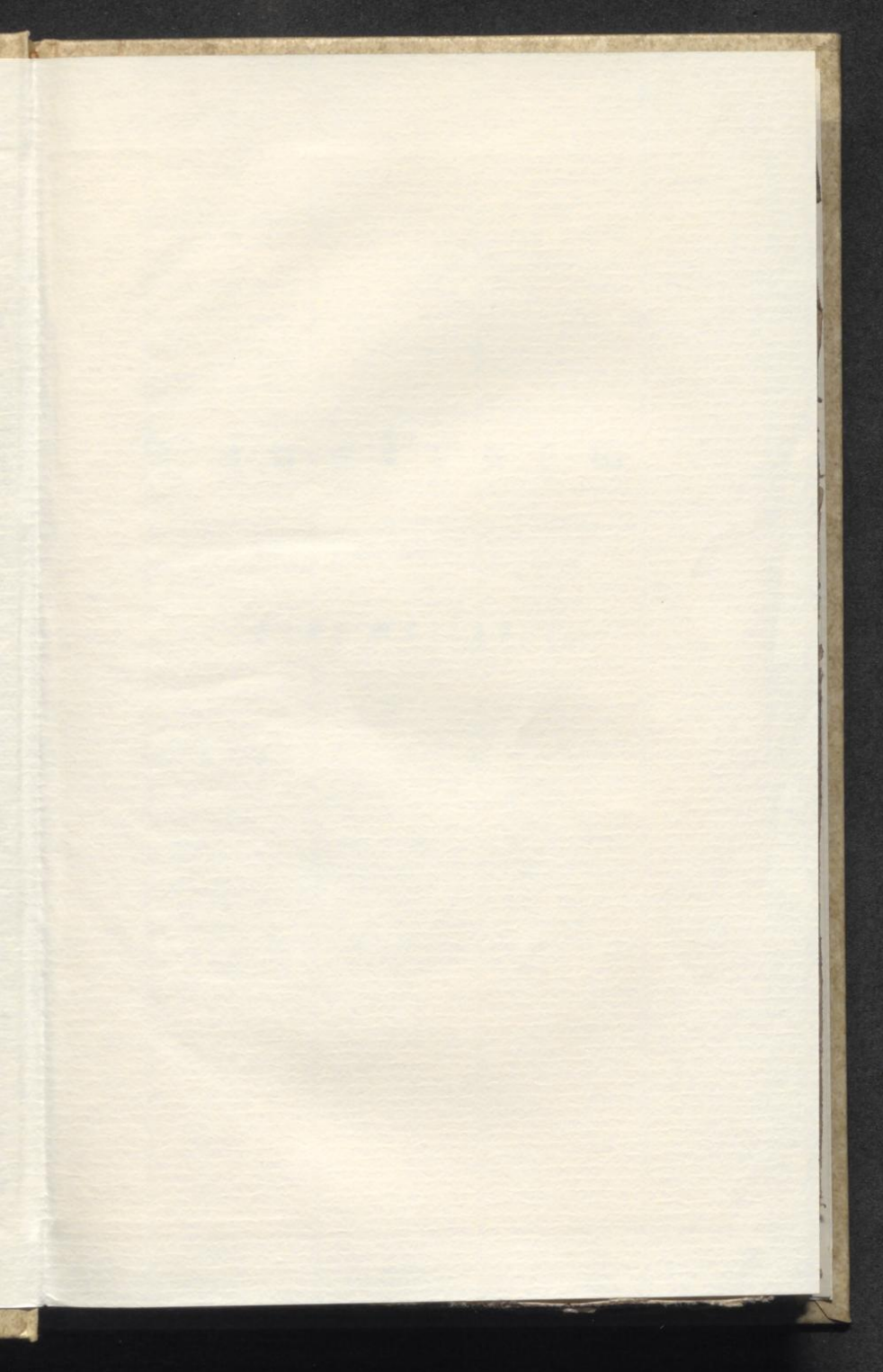
Mitverfasser der „Ironie des Lebens.“

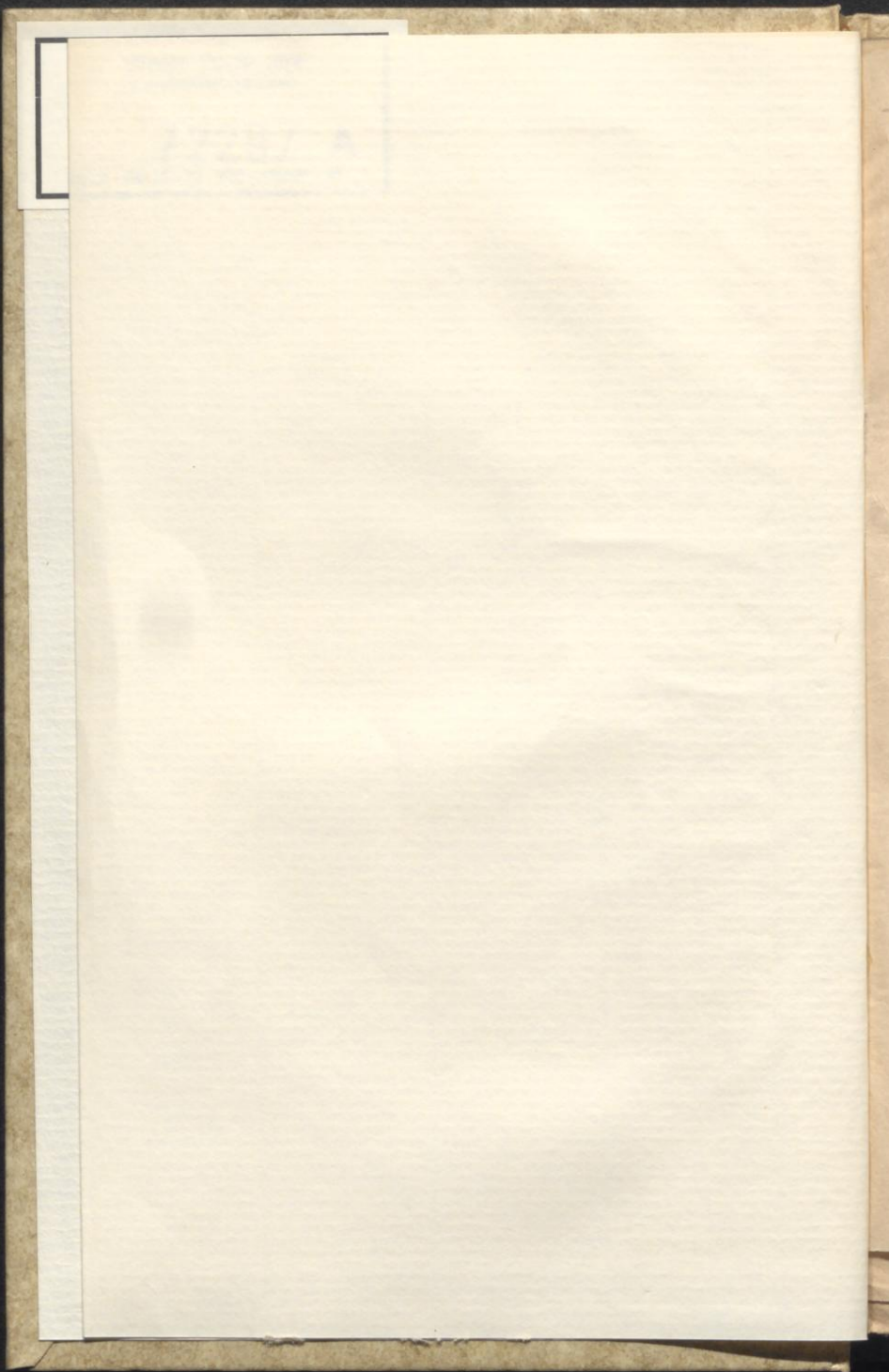
Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1838.

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

72297 A

MA 9 - SD 25 - 24 - 828 - 128960 - 45





Bei **Hoffmann** und **Campe** in **Hamburg** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

- Bösch**, E. Th., Wechselbilder von Land- und Seereisen, Abenteuer, Staatsereignissen, Volks- und Sittenschilderungen während einer Fahrt nach Brasilien und eines zehnjährigen Aufenthaltes daselbst, in den Jahren 1824 bis 1835. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.
- Buchner**, K., Friedrich Stapp. Geschichtliche Erzählung aus den Zeiten Napoleons in 5 Gesängen. 8. 1835. 12 Gr.
- Ehrstein**, F. C., Malcolm. Segemäße aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.
- Clemens**, Fr., der Excentrische. Roman. 8. 1835. 1 Thlr.
- Immermann**, K., der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Cavalier. Eine literarische Tragödie. gr. 8. 1829. 6 Gr.
- Kaiser Friedrich der Zweite. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1828. 1 Thlr.
- Das Trauerspiel in Tyrol. Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. 8. 1828. 20 Gr.
- Die Verkleidungen. Lustspiel in 3 Aufzügen. 8. 1828. 20 Gr.
- Zulifantchen. Ein Heldengedicht in 5 Gesängen. Mit 2 Kupfern. 8. 1836. 20 Gr.
- Nyfer**, J. P. S., Cécilie. Ein musikalisches Taschenbuch für 1833. Mit 8 Kupfern. 12. 1 Thlr. 8 Gr.
- Benjamin. Ein Roman aus der Mappe eines tauben Malers. 1. Thl. Mit 12 Charakterbildern. 8. 1830. 1 Thlr. 16 Gr.
- Müllner's** dramatische Werke 8. Bd. Ein Supplementband für Schriftsteller, Buchhändler und Rechtsgelehrte. Auch unter dem Titel: Meine Lämmer und ihre Hirten. Historisches Drama in 4 Handlungen. 12. 1828. 18 Gr.
- Rosen**, C., Wanderbuch eines Schwermüthigen. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

Cavaleada.

Eine Skizze

aus dem

Leben und Treiben der Guerra'schen
Kunstreitergesellschaft.

Herausgegeben

von

N. G.

Mitverfasser der „Tronie des Lebens.“

Hamburg,
Hoffmann und Campe.

1858.

Verkauf

Ein Schiff

von und für die Österreichische
Kaufmannschaft

Verkauf



Handlung
Gottmann und Partner

1858

Vorwort.

Hiermit überreicht der Herausgeber dem geneigten Leser die Geschichte einer Begebenheit, die er nicht erfunden, sondern den Launen des Schicksals, welche sie herbeiführten, und dem französischen Baron, Herrn von Beauvoir, der sie in sein Tagebuch verzeichnete, nur nacherzählt. Die Launen

des Schicksals sind unter nördlichen wie unter südlichen Himmelsstrichen hinlänglich bekannt; minder die literarischen Bestrebungen des genannten Herrn, der nichtsdestoweniger als Mensch und Schriftsteller wirklich existirt, und gewiß auch schon, an der Hand eines deutschen Uebersetzers, in irgend einem Jahrgange des Leipziger Messkatalogs auf der Wanderung zur Unsterblichkeit anzutreffen sein wird. Es ist derselbe, der in der Weltstadt Paris, unter dem Titel: „Die Erfindung der Stärke“ (Amidon), eine Novellenstizze in den Druck gab und sich alsdann für die Nachwelt in Gyps verewigen ließ.

Mit ihm zugleich befand sich ein Freund des Herausgebers in Livorno, ein Deutscher, der Lesterem diese Blätter mittheilte, versichernd, daß die darin erzählte Bege-

benheit sich in dieser Stadt wirklich zuge-
tragen und er selbst sie zum Theil mit er-
lebt habe. Wenn gleich Anfangs auch
Alles, und sogar der uns im Norden bis-
her unbekannt gebliebene Name *Guerra*,
für reine Erdichtung gehalten werden durfte;
so erschollen doch bald vom südlichen
Deutschland her, in Prosa und in Versen,
so vielfältige Lobpreisungen der Leistungen
dieses merkwürdigen Reikünstlers, daß von
irgend einem Zweifel über die Existenz des
gefeierten Mannes vernünftiger Weise nicht
länger die Rede sein konnte. Ja, als er
im Sommer des vorigen Jahrs vollends
selbst in unsern Mauern erschien; in höchst-
eigener Person, und an der Spitze einer
auserlesenen Abtheilung seiner zahlreichen
Schaar, unter dem Zulauf der neugierig-
en Menge, mit Paukenwirbel und Trom-

petenklange durch die Stadt zog, da gewannen, wie durch Zauberschlag, auch diese längst vergessenen Blätter für den Besitzer an Glaubwürdigkeit und Interesse; in möglichster Schnelle wurden sie hervorgeholt, geordnet, nach eifriger, wenn auch flüchtiger Bearbeitung dem Verleger übergeben und — wieder an Ort und Stelle gelegt, indem unter dem Andränge wichtigerer Angelegenheiten, der günstige Augenblick zur Veröffentlichung, die Actualität, welche allein solchen Erzeugnissen der leichtern Tagesliteratur einigen Werth verleiht, unbenutzt vorübergehen mußte.

So sehr man, bei dem Wunsche zu erfahren, wieviel von der Erzählung der Wahrheit angehöre, es sich auch angelegen sein ließ, durch Bekannte, die manche nicht uninteressante Stunde bei Herrn

Guerra en petit comité zubringen durften, Aufschluß über den Hergang der Sache zu erlangen, so blieben doch alle Bemühungen erfolglos. Was für eine Bewandniß es damit auch haben möge, soviel ist gewiß, daß die merckliche Entzückung des Italieners, als er befragt wurde, mehr als verdächtig erschien; ja, daß sein Lügner, oder vielmehr die absonderliche Art seines Lügner, seine Unsicherheit und endlich sein ziemlich schroffes Ablehnen jeder fernern Frage über diesen ihm ganz fremden Gegenstand, zu der Vermuthung berechtigten, der Geschichte müsse wenigstens in ihren Hauptmomenten Wahrheit zum Grunde liegen.

Wer weiß, ob nicht diese Verschwiegenheit in engster Beziehung steht zu der am Schlusse des Werkleins angeführten offi-

ciellen Anzeige aus dem „Notizie del
Giorno?“ und sich zu erklären.
Von den hier auftretenden Personen
sind die Meisten noch am Leben. Alle
erscheinen unter ihren wirklichen Namen,
zwei ausgenommen, die öffentlich zu nennen
gewisse Rücksichten verboten.

Hamburg, im Sommer 1857.

A. G.

Kapitel 3.

121 Die erste Zusammenkunft . 0

121 Nach Feind . 10

121 Erster . 11

101 Fünftes . 21

121 Die Befehle . 22

121 Die kleine Kasse . 31

202 Die Karne . 32

112 Deutsch . 32

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	v
Kapitel 1. Livorno	1
— 2. Ein wirklicher Geheimer Rath im italienischen Geschmach	12
— 3. Die Kunstreiter	21
— 4. Ein Fürstensohn	31
— 5. Alessandro Guerra	48
— 6. Grand cirque olympique	61
— 7. Cavalcada	89
— 8. Deutsche Kunstphilosophie	112

	Seite
Kapitel 9. Die erste Zusammenkunft	124
— 10. Neues Leben	145
— 11. Crobby	155
— 12. Fiametta	164
— 13. Die Verlobung	175
— 14. Die blaue Kohle	187
— 15. Die Trauung	203
— 16. Schlußwort	214

Zusatz

7	Portret	1
1	Kapitel I	—
	Ein weltlicher Weiblicher Hand	—
91	im italienischen Schma	—
12	Die Kunst	—
31	Ein Fest	—
81	Wieder	—
10	Was	—
20	Was	—
111	Was	—

1.

L i v o r n o .

„Viva Dio!“ rief unser Führer Andrea, ein kleines verbräuntes, mit malaischem Turban geschmücktes Männchen voll italienischer Schlaueit und Geschwägigkeit, der uns seit drei langen Tagen in dieser vortrefflichen Stadt Livorno als Cicerone gute Dienste leistete: „Viva Dio! endlich einmal befindet man sich in einer italienischen Stadt befreit von allen sogenannten Sehenswürdigkeiten aus dem Alterthume, so daß einem ehrlichen Lebemenschen nicht gleich unwohl wird vor lauter Monumenten, Ruinen, Museen und was des Zeugs mehr ist, das seit Jahrhunderten die gebildeten Barbaren Cavalcada.

herbeizieht, und vor welchen diese zu Duzenden in stupider Bewunderung stille stehen und des Angaffens nicht müde werden, nach herkömmlicher Sitte. No, Signori, in solcher Absicht werden uns die Fremden nicht überlaufen, aber in unserm Hafen laufen alljährlich drei bis vier tausend wohl befrachtete Schiffe ein; von wissenschaftlichen Instituten und Kunstanstalten (eine Lambruschinische Gemäldeesammlung höchstens ausgenommen) kann hier wenig oder gar nicht die Rede sein, aber das Seeassuranzwesen ist in guter Ordnung, und Sammlungen von andern nützlichen Dingen, die uns kein Maler herstellen kann, lagern in unsern Speichern und Fabriken. Vermißt Ihr römische Aquäductruinen, wo Euch reines Trinkwasser zugeführt wird vom Gebirg Colognolo? oder die Gärten des Mäcenäs hier auf unsern schönen Kais? die Pontinischen Sümpfe, wenn Ihr da drüben den Montenero erblickt, mit seinen einladenden Gartenanlagen und seinen reizenden Lusthäusern?..."

„Livorno ist ein vorzüglicher Ort, wo man zwar keine Tempel der Götter antrifft, wo es aber

Leute gibt, die da leben wie die Götter; keine Grabmäler des Cestius, aber Gastmähler, eines Lucullus nicht unwürdig. Und wenn ich sage „keine Tempel,“ so meine ich keine prangenden Tempelruinen, da jedes Haus hier in seiner anspruchslosen Einfachheit recht eigentlich ein Tempel ist, dem Dienste Merkurs geweiht und der Juno Moneta. — Wozu die vielgepriesenen alamodischen Erinnerungen an vergangene Größe und Herrlichkeit? Zur Demüthigung etwa des jetzigen Italiens?... Die Gegenwart sollte sich schämen einer solchen Vergangenheit, die sie hoffentlich dereinst auch in dürren Worten verleugnen wird, wie es schon längst in dürren Thaten geschah. Rom besitzt aus früherer Zeit her noch Tempel der Freiheit; was sind aber Tempel, wo die Götter entflohn?... Unsere Tempel hingegen, oder Comptoire und Speicher, wie Ihr sie nennen möget, sind gefüllt, wo nicht mit Gold, doch mit Goldeswerth; unsere Triumphbogen sind die gestempelten, die Einfuhrlisten, die langen Verkaufrechnungen, die gut abwerfen; unsere Triumph-

züge gewichtige Tratten; unsere Quadrigen die
 Eilposten; unser Forum die Börse, die hier überall
 ist, auf den Straßen, in Salons, im Theater;
 unser Circus maximus der Platz dort unten am
 Hafen, wenn der weltberühmte Signor Guerra
 den seinigen dort ausschlägt. In einer Gewerbs-
 und Handelsstadt ist gut leben, auf Wort. Was
 habt Ihr an der Niobe der Nationen (wie der
 englische Lord sie nannte), der gefeierten Mutter
 Rom, wenn Ihr an den Trümmern ihrer Herr-
 lichkeit Euch satt gesehen? Was habt Ihr an Pi-
 sa's schiefem Thurme? Was an Ravenna's ver-
 witterten Alterthümern, Theodorich'schen Mausoleen
 und Dante'schen Grabmalern, wenn Ihr auch noch
 so lange stumm davor gestanden?... Es ist Alles
 Stein, ist kalt, ist todt, und läßt kalt, und bringt
 keinen Gewinn. Wollt Ihr aber genießen, kommt
 nach Livorno; hier ist regsames, frisches Leben,
 hier giebt's Menschen von allen Farben und allen
 Nationen. Wo Handel ist, ist Freiheit und Ge-
 nuß. Hier haben die Kezer einen eigenen Begräb-
 nißplatz, die Armenier eine Kirche, die Türken eine

Privatmoschee, und die Juden sogar Stellen im Rath, — wohlverstanden, wenn sie Geld haben. Denn Geld ist doch am Ende die einzige richtige Norm der Werthschätzung, der sicherste Maßstab, insofern er sich auf Zahlen reduzieren läßt. Ich weiß nicht, habe ich in diesem Augenblick die Ehre Künstler, Gelehrte, Adelige oder Kaufleute mit den Annehmlichkeiten unserer Stadt bekannt zu machen (eine Ehre bleibt's in jedem Falle); sind die Herren Letzteres nicht, und sie wollen sich hier niederlassen, so rathe ich sehr, bei vorausgesetzter Wechselfähigkeit, sich al pari zu stellen, das heißt, ein solides Handelshaus zu gründen. Das hat sein Gutes. Künstler und Gelehrte sind unstreitig mit einem gewissen Glanz umgeben, der sie in den Augen der Welt hoch stellt; aber was ist dieser Glanz gegen den eines wohlklingenden adeligen Namens? Und was wiederum der Glanz des Adels gegen den des Goldes? . . . Dort ist Glanz; hier auch, aber Gehalt dazu. Das verhält sich wie Glas und Krystall, wie Schein und Sein, wie Wahn und Wirklichkeit. Gold ist unser blitzen-

der Jupiter, unser Optimo massimo, unser Palladium; Gold ist Genie, Talent und Adel mit einem ungeheuern Plus. Und dies ungeheure Plus bildet den Wohlstand unserer Stadt; das Uebrige läuft so nebenbei mit, und hilft sich durch, so gut es kann. Daher auch heißt es in schweren gefahrvollen Zeiten hier nicht: Rettet das Capitol! sondern: Rettet das Capital! und recht eigentlich für Capitalverbrecher stände hier am rechten Ort der Tarpejische Fels."

In diesem Augenblick gelangten wir in den innern Hafen. Wir hatten draußen bei La Bocca eine Gondel bestiegen, die langen Schiffsstraßen durchrudert, Maletta, wo in drei Häusern Quarantaine gehalten wird, in Augenschein genommen, und unsere Rückfahrt von dieser Hafenunde durch die Darsena genommen, wo wir zu landen gedachten.

„Hier,“ hub Andrea wieder an, „hier zeigt sich Livorno von seiner eigenthümlichsten Seite und so recht als prangender Gegensatz von Rom und andern in jeder Hinsicht ruinirten und verödeten

Städten, die das Entzücken der Alterthümer sind. Dies hier ist die Fortezza vecchia, die alte Festung, die den Hafen beschützt. Weiter hinten stehen die Korallenfabriken, die wir noch besuchen müssen; in einer einzigen sind nahe an dreihundert Arbeiter beschäftigt. Dort rechts, hinter den Schiffswerften erblickt man die Magazine voll Hanf und Talg und Theer und Pech, Millionen an Werth. An Holz und Leder mangelt es hier eben so wenig, als an Papier und Lumpen aller Art. Wir fertigen auch einen Cremor Tartari an, wie ihn keine antike Pharmakopöe aufzuweisen hat; Mabafterarbeiten, die alle Cure Pompejanischen Mosaiken an solidem Kunstwerth übertreffen; eine Seife, die sich gewaschen hat; Talglichte, gegossen wie kein Phidias sie zu bilden vermochte, und eine Stärke, von der selbst ein Herkules keinen Begriff hatte."

„Die Kunst“ — fuhr Andrea fort — „ja, Kunst und Wissenschaft, Ihr werdet mir beisplich-
ten müssen, können nur dort aufkeimen, wo ein solider Grund gelegt und ein fetter Boden vorhan-

den ist; denn sie gehören zu den Schlingpflanzen, die nicht anders als durch Unterstützung zu gedeihen vermögen. Beide zehren, aber bringen nichts hervor von echtem Schrot und Korn; ihre Valuta ist eine eingebildete, auf die sich kein Wechsel ausstellen läßt. Wo aber sollte wohl mehr Solidität gefunden werden, als in einer Stadt der Wohlhabenheit, des Reichthums? Der Handel allein bringt das hervor, was Daumen und Zeigefinger wohlthut und einen guten Klang hat, was Andern zur Unterstützung dient und angenehm ist; und zehrt obendrein vom eignen Mark. Nicht etwa, als ob hier mit Geringschätzung auf die Künste des Zeitvertreibes herabgesehen werde; keineswegs. Denn, wenn sie auch nicht mit einem einträglichen Amte oder überhaupt mit einem eigentlichen bürgerlichen Geschäfte, was natürlich höher steht, auf eine und dieselbe Stufe zu stellen sind, so leisten sie doch als Behikel der geselligen Unterhaltung und Zerstreuung ihre guten Dienste und sind als solche angenehm. So finden Bildereien am hiesigen Markte guten Absatz; Sculpturen werden in bedeu-

tenden Quantitäten versandt, und echte Cremoneser Geigen mit Vortheil angebracht. Ja, was Musik betrifft, so findet selbige hier allgemeinen Anklang, und wird in diesem Artikel, möchte ich behaupten, mehr gemacht als von Nöthen. So giebt es, ohne Uebertreibung, keine Feierlichkeit, keinen Ball, kein Concert, es muß auch gleich Musik dabei sein; und was in frühern Zeiten in Florenz die Medici für die Malerei waren, das sind hier für die Tonkunst die milden Stiftungen, nur mit dem Unterschiede, daß jene hergaben, was diese einnehmen. Bei solchem Stande der Sachen werdet Ihr hinlänglich einsehen, daß die Kunst hier cursirt und florirt, so gut wie irgendwo, und der Wissenschaft in keinerlei Hinsicht nachsteht. Es ist gewiß immer so gewesen, und wird wohl auch fernerhin so bleiben, weil es seinen eigentlichen Grund in nichts Einzelnem und Zufälligem, sondern im Ganzen und Wesentlichen hat. Wird aber den vornehmen Herren vom Adel nachgerühmt, daß sie Wissen und Talent schätzen, es suchen, ihm Beifall und Aufmunterung zollen, so muß billigerweise auch aner-

kannt werden, daß der vornehme Mann vom Handelsstande mehr thut: er bezahlt es. Nur soll die Kunst nicht mehr gelten wollen, als sie ihrer Natur nach ist und haben soll: Verschönerin des Lebens. Doch als Staatsangelegenheit, oder vielmehr als Staat im Staate, werden wir sie nimmer anerkennen, ein vorgebliches Dasein ihrer selbst willen ihr nimmer zugestehen."

Also schwatzte unser Perieget *Andrea* fort und fort, wenn die Stunde seiner Inspiration geschlagen hatte, und sie schlug unaufhaltsam. Wir ließen ihn gern gewähren, während wir auf dem Wasser umher schwimmend gemächlich unsere Cigarre rauchten, denn es machte ihm Freude, und mitunter waren seine Bemerkungen ergötzlich genug. Er sprach nicht selten als Mann von Einsicht, dem eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner nicht abzusprechen war, und der im Umgange mit Hohen und Niedern im Leben wie auf der Bühne — denn er hatte gar Manches getrieben und sogar die Breter betreten — mannigfaltige und merkwürdige Erfahrungen gemacht

haben mußte. Ueberall stellte sich eine scharfe Beobachtungsgabe heraus, und eine gewisse ironische Laune die, der eignen Natur unbewußt, oftmals um so komischer wirkte, da sie mit einer Beimischung von anscheinender Treuherzigkeit gepaart war. *Andrea* war geschmeidig, verschmigt und übermäßig dienstfertig, wie alle italienischen Dienstboten, die römischen namentlich, deren Hang zur Satire und zur Unabhängigkeit nebst andern Eigenheiten von ältern und neuern dramatischen Dichtern häufig sehr treffend auf der Bühne dargestellt worden ist. Doch gab sich in seinen Aeußerungen zugleich ein Zug von moralischer Verderbtheit zu erkennen, der zu seinen Sarkasmen gegen solche Verderbtheit einen seltsamen Contrast bildete. Man wußte nicht, ob man ihn für einen guten oder für einen schlechten Menschen halten sollte; für einen gefährlichen gewiß.

**Ein wirklicher Geheimer Rath im
italienischen Geschmack.**

Als Mittelpunkt der Wechselgeschäfte zwischen Italien und der Levante, bildet Livorno eine merkwürdige Anomalie inmitten dieses großen Marmorlandes mit seinem poetischen blauen Himmel und seinen historischen Erinnerungen. Livorno ist ein großer Marktplatz ohne Casino, ohne Adel, ohne Monumente; ein Erholungsort für übersättigte Bewunderer des Großen, Erhabenen, Verschütteten, Zertrümmerten, Bejammernswerthen, das diese Strecke Landes zu dem wunderbarsten der Welt erhebt. Livorno ist eine Handelsstadt, in welcher

die Wunder der Kunst und die Schätze der Wissenschaft ihren Werth haben als Speculationsartikel, und es steht geschrieben, daß hier unschuldige Fremde verfolgt werden sollen von jüdischen und christlichen Mäklern bis in die Kaffeehäuser, und von den Mäklern bis in alle Straßenwinkel hinein; daß die Großen und Vornehmen in kurzen Jacken, und die Küchenjungen in Spitzböcken einher spazieren werden, zur Verwunderung der Fremden. Hier in dieser Türken-, Juden- und Matrosenstadt, wo die Geschäfte unter freiem Himmel und unter den Zelten in den Gassen sich verhandeln, muß man wirklich vor lauter Taback, Baumwolle und Indigo Italiens Kunstschätze vergessen, und man wird unwillkürlich mit hineingezogen in den Strudel der sich durchkreuzenden Interessen und der denselben nachrennenden Geschäftsleute, deren Gesichtsausdruck andere Speculationen errathen läßt, als die der Philosophie. Im Uebrigen aber; wenn auch die Luft um die Stadt nach der Landseite zu eben nicht im Rufe vorzüglicher Heilsamkeit steht, — Andrea meinte das Gegentheil,

und behauptete, nur bei eintretenden Respittagen stelle sich häufig Wechselfieber ein, — so ist doch die Seelust hier vortrefflich, die Küche gut bestellt, der Champagner noch einigermaßen französisch, und hinsichtlich vorzüglicher Cigarren, unter allen Seehäfen Italiens dieser unbezweifelt der empfehlenswerthe.

„Im Juli 1831,“ begann unser Cicerone auf's neue, und wandte sich mit einer Verbeugung gegen den Franzosen, „ein Jahr etwa nach Eurer glorreichen Revolution, kurz zuvor, ehe sie in ihren Windeln erstickte, — der Herr habe sie selig! — war ich abermals in Livorno. Mein Weg führte mich gerade von Ancona hierher, wo ich mich an unsern Patrioten ergötzt hatte, die von Euren Patrioten, ihren Freunden und Befreiern, just eingesteckt oder den päpstlichen Gerichten überliefert wurden; ein komisches Schauspiel in der That, in welchem die Treuerzigen und Gläubigen wacker im Narrenkittel paradirten. Ancona besitzt unter andern auch ganz gute Zuckersiedereien, Signor; aber wahrlich gegen Eure Pariser Raffinaden wer-

den keine in der Welt aufkommen können. Ich kam also nach Livorno, und zwar in Diensten des Prinzen Teodoro. Es war ein närr'scher Herr, aber ein guter Herr. Ueber allzu große Anstrengung hatte ich bei den mir obliegenden Pflichten just nicht zu klagen; denn mehrentheils blieben mir vierundzwanzig Stunden des Tages zur Erholung übrig, die ich, angelnd nach Neuigkeiten und Pasteten, im Hafen zuzubringen pflegte, abwechselnd bald am äußern Eingange desselben la Bocca, oder bei der Maletta, oder auch an der Darsena, wo die Magazine und Schiffswerste stehen, die ich Euch heute früh zu zeigen die Ehre hatte. Und selten ward ich, wenn auch eine Geschäftszeit eintrat, so übermäßig in Anspruch genommen, daß mir nicht Muße geblieben wäre die Del- und Theerflecke auf den Tacken der Ruderer und Matrosen zu zählen, oder auch zur Abwechslung die Steine in der Fortezza vecchia und der Porta Colonella, oder aber daß ich nicht mit größter Bequemlichkeit nach muthmaßlichen Ansätzen die Zahl der Aniskörner in einer Ladung hätte berechnen können, die

mit der ersten besten römischen Tartane angekommen wäre. Dem Müßiggang, wie Ihr wißt, ist dem Italiener ein Gräuel und ob meine Andern gleich nicht rein italienischen Bluts sich rühmen dürfen, so trifft doch darin mein Charakter mit dem meiner ehrenwerthen Halbbrüder überein, daß Beschäftigung unerläßliche Bedingung meiner Existenz ist; und wäre es auch nur das Zählen von Aniskörnern, oder das Liegen auf dem Molo, oder auch nur eine Parthie alla Mora oder d'Amore. Etwas muß es sein, das ist so unsere Natur; Betriebsamkeit ist dem Italiener eigen, wie dem Franzosen das Sissfleisch, dem Deutschen das öffentliche Leben und dem Britten der Kunstsinne."

„In der That, es war kein beschwerlicher Dienst, in welchen ich mich beim Prinzen von San-Luca begeben. Höchstens, und nicht gar oft, hatte ich Visitenkarten für ihn herumzutragen, oder er beauftragte mich mit Ankäufen von kostbaren Stoffen und von persischen Kleidern, in die er rein vernarrt war, der vortreffliche junge Herr; oder auch er vertraute mir hin und wieder kleine rosen-

farbene Brieflein an, für diese oder jene kleine liebe-
liche Griechin, dort im Armenischen Stadtviertel,
oder an irgend ein schönes bogennasiges Synago-
genkind im Ghetto, da hinten. Kurzum ich stand
bei seiner Excellenz im doppelten Amte des Hof-
juden und des Liebesboten, beides ehrenwerthe
Stellen, wie Jeder weiß, und die nebenbei ein Er-
kleckliches abwerfen. Somit werdet Ihr begreifen,
eccellentissimi signori, daß meine Stellung beim
Fürsten mehr eine gewissermaßen freundschaftliche
zu nennen war, als eine untergeordnete. Ihm
gegenüber verhielt ich mich natürlich stets in den
Schranken einer unterthänigsten Ergebenheit; der
Prinz blieb Prinz, Andrea sein Knecht; aber wir
kannten uns gegenseitig, ich ihn ganz, er von mir
die guten Seiten, das war genug. Und bei mei-
ner Seele kann ich es Euch versichern, ich hab'
ihm treu gedient, nach Wunsch und Neigung; ich
hab' ihn nie so betrogen, daß er es gemerkt hätte,
ihn nie hintergangen, als wenn es mein persönli-
ches Interesse durchaus verlangte, ich hätte mir
sonst ein Gewissen daraus gemacht. Beiden Mem-

tern, auf Ehre, stand ich so gewissenhaft als fleißig vor; Pug und Griechinnen gehörten stets zu den theuersten im Preise, folglich zu dem Erquisitsten am Markt, und der Prinz zahlte großmüthig, selbst wenn Beides unbenutzt blieb. Dies bekenne ich mit Vergnügen, ihm und mir zur Ehre, meine Herren."

„Ich kannte ihn gut; besser als irgend einer, den guten Däuling, und die Welt dazu. Er hingegen kannte die Welt nicht; er wußte von ihr zu viel und zu wenig. Grün zugleich und dürre war es in seinem Herzen; das kam von seinem Oheim, dem Herzog. Grün, weil es jung war und empfänglich, das arme Blut; dürre, weil es von oben herab systematisch abgestumpft wurde, und durch Ordensbänder und Goldstickereien erdrückt werden sollte. Aber ein Herz war da, ein edles; nur schlummerte es noch; es glaubte längst ausgelebt zu haben, und war noch nicht zum Leben erwacht. Er glaubte das Leben erschöpft zu haben, und hatte nur von der Oberfläche geschöpft, er täuschte sich hierin, wie ich ihn oft in andern Dingen; es

verlangte ihm nach einem namenlosen Etwas; er suchte und fand nicht, und beging Thorheit über Thorheit. Thorheiten aber — das ist eine bewährte Erfahrung — muß die Jugend theuer bezahlen. Diese Erfahrung brachte ich beim Prinzen als Grundsatz an, und stand mich gut dabei. Grundsätze sind unter Umständen gar nicht zu verachten.“

„Ihr wißt's gewiß so gut als ich und Andere, Signori; um von einem Fürsten sagen zu können: ich kenne ihn, *lo conosco*, muß man mehr von ihm wissen als die Weltgeschichte zu berichten im Stande ist. Die stößt in's große Horn und sagt: So war er auf dem Throne, so saß er zu Pferde, so stand er auf dem Schlachtfelde, so verneigte er sich, so sprach er, so lächelte er. Aber nicht in Krönungskleidern, nicht in Uniform, nicht im Kriegsgetümmel, nicht im Siegerglanz muß man die Götter der Erde beobachtet haben. Früh beim Aufstehen muß es geschehen; früh Morgens, wenn der Blitzstrahl noch zahm in der Schlafmütze liegt, und die stereotype Amtslarve auf dem

Toiletentisch; früh Morgens, wo der Staat in Schlafrock und Pantoffeln einhergeht, und sich recht und dehnt und gähnt, und den Kammerdiener entfernt um Heimliches mit Euch zu besprechen. Zu solcher Zeit hatte ich oft Zutritt bei Prinz Theodor. Ich weiß nicht, welcher Gelehrte behauptet hat, unter Sternen und Ordensbändern gebe es keine Herzen, und für einen Kammerdiener keinen großen Mann. In wiefern Wahres dran sein mag an dieser Behauptung, weiß ich nicht; doch so viel ist gewiß, daß Constant, Napoleons Diener, aus Erfahrung den letztern Satz ausdrücklich widerlegt, und ich den erstern. Denn Prinz Theodor hatte unbestritten ein Herz, ein edles Herz, und so auch gewiß sein fürstlicher Dheim, der es jedoch so meisterhaft zu verläugnen wußte, daß es Niemandem einfiel es zu glauben. Seht, hier, dies große Palais zur Linken, la Casa del Principe genannt, das bewohnte er damals, der Prinz; es war früher die Residenz des herzoglichen Dheims gewesen."

Die Kunstreiter.

„Um dieselbe Zeit, und bei fürchterlichem Regenwetter,“ so erzählte noch immer der unerschöpfliche Andrea, „um dieselbe Zeit hielt Signor Guerra, der berühmteste Kunstreiter der Welt, seinen Einzug in Livorno. Ich sage Einzug; denn unverkennbar sollte die Ankunft dieses gefeierten Künstlers trotz allen Regenwetters Anspruch machen auf eine grandiose Benennung; das lag augenscheinlich in den Absichten des Führers. Im Schritte ritt er die Via Ferdinandi, die Via granda hinab durch das Hafenquartier. Seine Truppe bestand aus zwölf Reitkünstlern, vier Weibern, worunter ein

Empirico in goldbesticktem Scharlach und hohen Reitstiefeln, einem Paukenschläger und einem Bajazzo. Den Zug beschloß eine lange, hagere Gestalt zu Pferde, gleichfalls männlichen Geschlechts; dieser trug eine Brille mit übermäßig großen, runden Gläsern, und schien versunken in einen Abgrund von ernstesten Betrachtungen; an den beiden Seiten seiner verblichenen orangenen Satteldecke hingen unmäßig große Schachteln von seltsamer Form, deren Inhalt er durch einen aufgespannten riesenhaften Regenschirm vor den verderblichen Einflüssen des Unwetters zu schützen suchte. Es war der Feuerwerker der Gesellschaft.“

„Diese Reiterbande zog, bis auf die Knochen durchnäßt, im bejammernswerthesten Zustande der Welt, durch die Stadt; die drei Weiber tief eingehüllt in ihre welken Amazonenkleider und lange grüne Schleier, die bis auf die Knie herabfielen. Der Fuß der Kleinsten und Jüngsten schien mir der schönste zu sein, den ich je erblickte. Der Feuerwerker, dem ich beim Festschüren seiner Umschachtelungen mit Bindfaden hülfreiche Hand leistete,

nannte sie auf meine Frage, wie das holde Kind heiße: Cavalcada. Ein Sonnenstrahl, der eben durch die Wolken hervorbrach und ihr Gesicht erleuchtete, zeigte mir ein liebliches Antlitz, eine gebräunte Gesichtsfarbe und zartgeröthete Wangen; ihr Haar hatte sie nach römischer Sitte über eine Spadella aufgenestelt, die Wölbung der Stirn war reizend; das Mädchen konnte sechzehn Jahre alt sein."

„Im ersten Augenblick war ich unschlüssig, ob ich die Kleine für eine Italienerin halten sollte; vielleicht bewog mich die fein gebogene Nase zu vermuthen, es könne wohl gar eine Israelitin sein, ein geraubtes Kind, das auf irgend eine Weise der Kunstschule des Signor Guerra einverleibt worden wäre; und selbst weiß ich nicht wie es geschah, daß mir die Thränen in die Augen traten, als ich sie mit großer Behendigkeit den herabhängenden Zipfel des weiten Neitrock's ausschürzen und mit lieblich zarter, etwas gebräunter Hand das lockere silberstoffene Strumpfbändchen über ihren rosenfarbnen seidenen Strumpf herausziehen und

befestigen sah. Und wahrlich, dies geschah so rasch, so unbedachtsam, so fern von aller Absicht und Kofferie, daß es außer mir gewiß Niemand bemerkte, als höchstens der Prinz der drüben im Kaffeehause am Fenster stand, und neugierigen Blickes die Kleine zu betrachten schien.“

„Beim Anblick dieses niedlichen Strumpfbändchens, war mir, als könne die Reiterin so gut Spanierin sein als Italienerin, oder wohl gar ein geheimnißvolles Zigeunerkind. Vergebens aber wollte ich mich für einen dieser drei Typen entscheiden; das liebliche Kind vereinigte die eigenthümlichen Reize jener von Dichtern und Romanschreibern so oft gerühmten Physiognomien, und zwar so bezaubernd, wie sie nur immer geschildert werden können.“

„Eins vermiste ich an ihr; den grandiosen Anstand nämlich, mit welchem in der Regel solche Reiterprinzessinnen von ihren Rossen herab ihre Blicke über das neugierige Publikum gleiten lassen, sich überallhin umschauen, und links und rechts grüßen zu müssen glauben, als hänge das Heil der

Welt von ihrem wohlwollenden Lächeln ab. Die Kleine sah sich gar nicht um, grüßte weder rechts noch links, und schien sich überhaupt um ihre ganze Umgebung gar nicht zu bekümmern. Auch war ihr Anzug nicht eben stattlich zu nennen, ihr Sattel weder mit Sammt noch Flittergold geschmückt, wohl aber, und über alle Maßen mit Roth bespritzt; ihre kleinen Halbstiefeln waren zierlich geformt, aber abgetragen und durchlöchert. Diese Toilettenmisere ließ sich genügend durch die Reiseanstrengungen und das schlechte Wetter erklären; doch dauerte mich das arme Mädchen in diesem demüthigenden Aufzuge."

„Als an der Krümmung der Via grande einige Minuten Halt gemacht worden, und es von neuem tüchtig zu regnen begann, hatte ich Mühe das holde Kind in den Rauchwolken wieder zu finden, die plötzlich entstanden. Die ganze Bande hatte Cigarren angesteckt; sie selbst stand im Begriff ein kleines Papelito anzurauchen; auch dies geschah auf das zierlichste."

„Animo! rief sie ihrem Zelter zu, indem sie das Thier courbettiren ließ, und verschwand um die

Ecke, so daß ich Anfangs noch das Klirren der schweren Silbermedaillen und Reliquien vernahm, die an ihrem Rosenkranze hingen, bald aber nichts weiter als das Pferdegetrappel, das immer leiser wurde und endlich gleichfalls verschwand. Signor Guerra aber, im schönen blanken Römerhelm und als Manlius drappirt, hatte nicht aufgehört dem Volkshausen in Begleitung großartiger Stellungen und Geberden die Worte zuzurufen: Ecco la! Ecco la bella! il fior Cavalcada! worauf ein Burlatore, auf den deplorablen Zustand der Truppe anspielend, zum großen Ergötzen des versammelten Volkshausens ausrief: Un fior, padrone, non fa primavera!“

„Es war ein fantastischer Aufzug und ein merkwürdiger Tag. Wiewohl ich dergleichen oft genug gesehen hatte in meinem Leben, kam mir doch heut' Alles vor wie ein Traum.“ — —

„Ich holte die Reiter ein, in dem Augenblick, da sie eben im Gasthose del Giardino einkehrten; die Sonne hatte gesiegt, der Regen aufgehört.“

„Geda, Meister Trenäus!“ rief Guerra, in der Thür des Gasthofes stehend, „helft doch der Signora vom Pferde.“

„In einem Satze aber war Cavalcada herabgesprungen, noch ehe der Alte sich hatte umdrehen können. „Genau der schöne pyrische Bogen der großen Rakete Basca, wie ihn der gelehrte Selig beschreibt!“ murmelte der alte Feuerwerker vor sich hin, die rothe Stirn fragend und die versengten Brauen bewegend. Darauf holte er aus einer kleinen Ledertasche etwas gekochten Reis und eine Schnitte Stracchino hervor, und sprach, indem er sich der Kleinen näherte, mit großer Theilnahme: „Liebes Kind, nimm Dich nur vor Schnupfen und Erkältung in Acht. Dein Reitrock ist ganz und gar durchnäßt, und es wird in unsern Zimmern nicht eingeheizt sein. Laß Dich doch mit meinem Mantel bedecken.“

„So alt und kränklich Trenäus, die ehrliche deutsche Seele (denn er war wirklich ein Deutscher)

auch zu sein schien, so enthülsete er sich doch schnell aus seinem schmalen blauen Mantel, um ihn der Kleinen umzuhängen, von der alle übrigen Mitglieder der Gesellschaft sich fern zu halten schienen. Das wird ihr Vater sein, dachte ich."

„Zur Tafel! zur Tafel, Kinder!“ rief Guerra, „daß wir ein bißchen wieder warm werden. Vor Allem aber wiederhole ich Euch: Schickt Euch an zum Montag; da muß Alles bereit sein. Ich agire den Vespasian auf dreien, und Cavalcada setzt über die fünf Barrieren; das sind die beiden Glanzpunkte. Heda! Musica! Violini! Allegro!“

„Bei diesem Rufe holte, während die Bande sich tumultuarisch in den Speisesaal drängte, der Empirico eine alte schwindfüchtige Clarinette hervor und gab in Vereinigung mit dem Tympanisten vor der Thür des Gasthofes das gräulichste Concert, das seit Menschengedenken menschliche Ohren zerriß. Am Schlusse des Duetts fielen noch einige mit Trompeten herbeigelaufene Stallknechte mit

einer Sodafanfane ein, dem grimmigsten Tusch, den ich je gehört, während dessen mehrmaliger Wiederholung mit unglaublichen Variationen und Phantasien einzelner Trompeter, der Clarinettist sein Instrument zusammenlegte, ein anderes hervorzog, ein Rampicone oder ungeheuern Kräker, und mittelst einer wohlgesetzten prunkenden Rede über die kürzeste und geschickteste Methode Zahnschmerzen zu stillen, es dahin zu bringen wußte, daß sich mehrere arme Teufel im neugierigen Volkshaufen, der sich vor dem Gasthose versammelt hatte, unter den entsetzlichsten Grimassen, ihren Vorrath von schadhasthen oder auch gesunden Zähnen (es kam so genau nicht darauf an), gewaltsam ausreißen ließen. Sobald der Operateur den bezeichneten Zahn oder vorzugsweise einen andern gefaßt hatte, der sich leichter aus den Fugen brechen ließ, wurde Tusch geblasen, um das Mordgeschrei des Gemarterten zu übertäuben, und der Wüthrich ließ nicht eher locker, als bis er irgend etwas erbeutet hatte. Dann bestieg er als Triumphtor einen Stuhl, wies der Menge seinen Ca-

vastracci mit blutiger Trophäe im Kreise umher,
und schwenkte mit gravitatischem Ernste zum Grusse
den goldbetreßten Dreimaster in die Luft, wobei
dreimal scharf in die gellenden Trompeten gestoßen
wurde."

Ein Fürstensohn.

Nach beendigtem Mahle und eingenommenem Sorbet, fiel es Prinz Theodor plötzlich ein, von ernstern Dingen zu reden und absonderlichen Betrachtungen freien Lauf zu geben, die sich bis dahin vermuthlich in seinem etwas erhitzten Gehirn durchkreuzt hatten. Und wirklich, es gelang ihm diesen Abend in hohem Grade, Vorzügliches (wenn auch nicht eben sonderlich Neues) auszusprechen über die Flüchtigkeit des Lebens, den Wankelmuth der Menschen, die Unbeständigkeit des Glücks; über den Liebesdurst eines leeren, und den Bonneschmerz eines allzuvollen Herzens. Auch ließ er sich mit

Benutzung einiger Gemeinplätze, des Breitem aus über die Debe und die drückende, bittere Abgeschiedenheit einer hohen socialen Stellung, über die Macht gebieterischer Verhältnisse und die muthmaßlichen Freuden einer aufrichtigen, innigen Freundschaft; mit der flüchtig eingeflochtenen, ziemlich trivialen Bemerkung: ein Mensch sei glücklicher dran als ein Fürst. Kurzum, es kam manch Erbauliches zum Vorschein; Manches, das gewissermaßen aus dem Leben gegriffen war, viel Wahres enthielt und nicht ohne Glück an das Gebiet der Philosophie streifte. Diesem reihten sich einige kleine mythologische Excurse an, voll sinniger Gleichnisse, mit besonderer Anspielung auf das beklagenswerthe Loos des verstorbenen Tantalus, als welcher im klaren, frischen Strom vergebens nach einem Tropfen Kühlung gelehzt. Zum Schluß gefiel es dem Prinzen durch den etwas abgenutzten Vergleich der Welt mit der Bühne und somit des Lebens mit einer Tragikomödie, die Floskeln seiner Improvisation ausschließlich auf das Theater hinüberzuspielen, und zwar vorzugsweise auf die ältere

französische Tragödie, in welcher er hauptsächlich das Fach der *Confidens* hervorhob, und behauptete, diese Rolle müsse heilig gehalten werden, und die neue romantische Schule dürfe man schon deshalb nicht aufkommen lassen, weil sie, eine Ausgeburt des Zeitgeistes, mithin republikanisch gesinnt, diese Trefflichen (die Vertrauten) als Fürstentreunde absichtlich aus ihren Leistungen ausgeschieden und verstoßen habe. Ihn habe es stets auf das innigste gerührt, zu sehen, wie im französischen Trauerspiele so jedem Herrscher, jedem Helden, sein ihm ergebener treuer, rathender, tröstender Freund oder Vertrauter zur Seite stehe, der seinen Schmerz wie seine Freuden theilt, seine langen Tiraden anhört und andere fürstliche Langweiligkeiten treulich und geduldig aushält; weshalb auch er, wenn er je zur Regierung gelangen sollte, stets den königlichen Racine nach Kräften begünstigen, den revolutionairen Shakespeare hingegen überall unterdrücken würde. Alsdann äußerte er, nicht ohne komische Nührung, den Wunsch, als geborene fürstliche Person gleichfalls einen Ver-

trauten zu haben, einen Ergebenen, einen Jüngling von feurigem Herzen und hoch aufstrebendem Geiste; schwörend, er wolle ihn lieben, und sollte jener auch Ergast heißen, seine Toga nicht sonderlich schulgerecht tragen und dabei französische Alexandriner declamiren ohne Ende. Einen heftigen Ausfall hingegen machte der Prinz gegen das Rollenfach der Dheime, gegen welches er einen so tiefen Abscheu empfand, daß kein Dheim auf Erden, wie er meinte, je Gnade finden werde vor seinen Augen; sogar die trefflichen Butterseelen und Zügendrächer nicht, welche man in Deutschland „Major“ und „Hofrätke“ nenne, die in den Rührspielen des berühmten Kälando Tedesco als Vorsehung und leitendes Schicksal so bedeutsam auftraten, und endlich als rächende Nemesis den erschütternden Schluß herbeizuführen pflegten.

In diesem Sinne sprach er, starr vor sich hinblickend, noch eine Zeitlang, und wirklich erbau-lich. Schade nur, daß ihm Niemand zuhörte; denn als er, aus seinen Betrachtungen erwachend, aufblickte und plötzlich rief: „Einen Freund! einen

Vertrauten! Ein Fürstenthum für einen Freund!“
 — da gewahrte er, daß alle seine Freunde, die den
 Abend mit ihm verschmaußt und verjubelt, sich
 nach einander leise hinausgeschlichen hatten und er
 allein war. Er stuzte sehr.

Theodor blickte bestürzt um sich her
 Allein! ganz allein! eine wüste Einsamkeit. Auf
 der Tafel herrschte die wildeste Unordnung; groß
 war die Verwüstung auf Schüsseln und Tellern.
 Flaschen, Gläser, Becher und Pokale lagen umge-
 flüßelt durcheinander; wie eine zertrümmerte Ritter-
 rüstung bei einer Plünderung auf dem Schlach-
 telfelde lag das reiche Gold- und Silbergeräth zer-
 streut umher. Noch erzitterten die Kelche der Blu-
 men unter dem knisternden Schaum des vergeude-
 ten Champagners auf dem Söller. Ein düstres
 Licht erleuchtete den Saal, fast erstarben die Ker-
 zen auf den Armleuchtern Theodor hatte
 von dem Allen nichts bemerkt; es ging ihm, dem
 Armen, wie weiland dem Gilde Harold in den
 Hallen seiner Väter, der seinen Unmuth, seine
 ziellose Unruhe in Festgelagen zu ertränken suchte.

aber die Spießgesellen fliehen sah, sobald es über den gemeinen Genuß und die grobe Sinnlichkeit hinausging. Zwei Nächte schon waren auf diese Weise zugebracht worden, dies war die dritte. Auch sah man es dem Prinzen an; er war bleich, unmuthig, übernünftig, welf. — — —

Er versiel abermals in stilles Nachdenken. —

Giebt's denn ein beklagenwertheres Dasein (das war der Verlauf seiner Gedanken) als das eines Menschen, dem es verwehrt ist Mensch zu sein; dem das Schicksal bei der Geburt zuruft: Hier, Hochgeborener, Dein Angebinde für's Leben; nimm diesen goldenen Schlüssel und sei glücklich. Gleich jenem Zauberschlüssel im Feenmärchen erschließt er Dir Aller Herzen. Alles sei Deines Winks gewärtig, Deinem Willen unterthan. Unaufhörlich aber, betrugend oder betrogen, bedenke wohl, daß Dein Wandel der Münze gleicht, die der geringste der Menschen glauben wird von allen Seiten beschauen und bekritteln zu dürfen; bedenke daß Du nicht Herr bist Deiner Handlungen, nicht Deines Thuns und Treibens; daß zu jeder Zeit

und unaufhörlich Augen auf Dich gerichtet sind, daß Dein Kammerherr Dich auswendig weiß wie sein Einmaleins oder seine Etiquette und Curialien, und daß er seine Herrschaft unvermerkt zu erstrecken suchen wird bis auf Deine geheimste Herzenskammer — — — Geh, und sei glücklich! Denn Deine Geburt ist ein Vorzug, Dein Rang unbestritten, Du gehörst zu den Hohen, die nicht im Staube geboren werden; die Namen Deiner Vorfahren glänzen in den Geschichtsbüchern, auf Denkmälern, überall. Fünf Paläste besitzest Du in Italien, bedeutende Güter hier und in Frankreich, Millionen hast Du in der Hand und den portugiesischen Christusorden auf der Brust, über dem Herzen!.....

Und Theodor besaß sie in der That, diese Vorzüge; dabei war er jung und nach der Aussage der Frauen auch schön, und Schönheit ist ein offenes Empfehlungsschreiben an alle Welt. Dennoch seufzte er über sein Geschick.

Er sah auf und erblickte sich im großen Wand-

Spiegel gegenüber. Er erschrak über die eigene Gestalt; über sich und seine Einsamkeit.

„So sind sie!“ murmelte er vor sich hin. „Nun verlassen sie mich, die sich meine Freunde nennen, und freuen sich vielleicht, daß sie die vier goldenen Thüren meines Saals im Rücken haben. Der Eine läuft zur Farobank, der Andere zur Geliebten; Diese gehen freudig zu Bette, Jene treiben sich auf den Gassen umher. Alle verlassen sie mich mit leichtem Herzen, lachend, singend, lärmend, plaudernd, tolle Streiche erzählend oder neue vollführend, wie ich früher auch; anhaltend bei jeder Liebeschenke, mit jedem Nieder kosend, die lustigen Brüder, die tollen Gefellen, ohne daß bei jedem Schritt und jegliche Minute ein strenger Oheim sie zurechtweise, oder ein langweilig devoter Hofcavalier zu meistern sich erlaube: „Durchlaucht verrückten Dero fürstliche Rockfalten, oder zerknittern Dero allerliebste seidene Bandschleifen. Was werden Serenissimus dazu sagen, Dero gnädiger Herr Vormund? Was die allergnädigste Frau Tante? Mein Fürst, es freut mich, wie alle Dero

unterthänigen Diener, daß Ew. Gnaden eine absonderliche Fröhlichkeit zu markiren geruhen, denn eine heitere Gemüthsstimmung ist der vollgültigste Beweis einer anständigen innern Harmonie; nichtsdestoweniger erlaube ich mir die Aufmerksamkeit, Ew. Gnaden zugleich auf die Aeußerung selbiger zu lenken und auf die Nothwendigkeit einer anständigen Maasshaltung in dieser Hinsicht. Sehen Ew. Gnaden sich vor; es könnte morgen in die Zeitung kommen.“ Und Gott weiß was mehr des unerträglichen Geschwäzes!“

Dieser und ähnlicher Herzensergießungen entlud sich der Prinz so ziemlich mit lauter Stimme; denn es stand weder Hofcavalier noch Kammerherr, noch Kammerdiener in der Nähe. Ueberdies auch war seine höchst einfache unprinzliche Tracht, in knapp anliegender weißleinener Jacke, weißleinenen Beinkleidern und zierlich gestickten Sammetshuhen bestehend, solchen bürgerlichen Expectorationen günstig genug.

Theodor war erst sechsundzwanzig Jahre alt und schon abgestumpft für Alles, was sein Stand

ihm an Freuden und Genüssen bieten konnte. Da eben dieser Stand sammt allen damit verbundenen Beschwerden der Etikette und des Hofceremoniels war ihm verhaßt und die tagtäglich wiederkehrende Sorge eines Herrschers um die Hofhaltung ein wahrer Gräuel. Mit größter Herzensfreudigkeit hätte er diese gegen irgend eine andere Fürstensorge vertauscht, die ihm dagegen wie ein Kinderspiel erschien, z. B. die für des Volkes Wohl, oder eine ähnliche. Allzugerings aber schlug er dagegen die Vorzüge an, die mit einer erhabenen Stellung verknüpft sind und die auch ihm zu Gute kamen. So besaß er einen herrlichen Marstall, Handpferde vom edelsten Blute, dabei natürlich Borreiter, Hofjäger, brillante Livree, kostbare Equipagen u. s. w.; denn Serenissimus sah ihn lieber sein Gold für Pferde verschwenden, als für Frauen.

Mit Pferden und Waffen wußte Theodor vorzüglich umzugehen; auch las er viel und war in der Literatur wohl bewandert, besonders in der belletristischen, weshalb es ihm leicht wurde, im „Dolce far niente“ auf der Dittomanne hingestreckt,

ganze Tiraden aus dem Alfieri herzu declamiren. Biewohl die politischen Kämpfe der Zeit ihm fern lagen, war er doch als ein erklärter Anhänger der Freiheitsideen bekannt, so lange diese nur nicht ins Leben traten. So auch sein durchlauchtiger Herr Oheim, der sich eben aus dem Grunde sehr logisch als den abgesetztesten Feind aller neuen Constitutionsbestrebungen zu erkennen gab, weil diese die eigentliche Freiheit zu beschränken trachten; die absolutistische der Fürsten nämlich.

Im Uebrigen galt Theodor für einen hinlänglich sorglosen und trägen Herrn. Er trug kostbare Ringe an den Fingern, wie sie nur irgend ein italienischer Fürst aufzuweisen hat; wusch seine zarten Hände mit zwanzigerlei wohlriechenden Essenzen; sang mit Geschmack und schlug Guitarre und Mandoline mit erstaunlicher Fertigkeit. Und damit ihm ja nichts entginge von den großen Begebenheiten der Tagsgeschichte, ließ er sich dann und wann von einem seiner Diener die Zeitungen vorlesen, während er zum Zeitvertreibe irgend eine Flugschrift durchblättert oder seinen Hund abrich-

tete, seinen Affen neckte, mit dem Papagei um die Wette pfliff, oder auch, wie es am häufigsten der Fall war, sich durch das Lesen in eine gedankenlose Träumerei einlullen ließ.

„Der glückliche Mensch!“ riefen diejenigen, die ihn vorüberfahren, reiten oder schlendern sahen; „er führt ein Leben, wie Gott in Frankreich.“

Ja, ja, es war ein beneidenswerther Sterblicher.

Wer sein Thun und Treiben beobachtete, der mußte ihn (der Ehrerbietung unbeschadet, mit welcher man von Fürstensöhnen zu reden hat) für einen jämmerlichen, nichtsnutzigen Gefellen halten. Und doch war es keine gewöhnliche Seele, die ihm inwohnte; ein tiefes Gemüth, ein weiches empfindliches Herz und schöne Fähigkeiten lagen in ihm, aber unbenutzt, unentwickelt, unerkannt. An seiner Seele haftete, allen Augen verborgen, ein nagendes Uebel, das immer weiter um sich fraß. Nicht sowohl Langeweile war es, die den unbeschäftigten, gefesselten Süngling verzehrte, als das ziellose Treiben einer feurigen Phantasie im Conflict mit

dem auferlegten Hofzwang. Seine Seele siebte. Sein Arzt behauptete, er leide an geistiger Rückendarre, er tabescire an Geist und Herz. Daher die ewigen Grillen, die ewige Unzufriedenheit, die ewigen Thorheiten. Es fehlte ihm an einem Mittelpunkte des Lebens, an einem Wirkungskreise, vielleicht an irgend einem der heroischen Mittel des Schicksals, den elektrischen Schlägen des Unglücks. Müde war er des Hoflebens, welches ihm ganz besonders die Nähe des strengen eifigen Oheims verhaßt machte; müde des steifen, leeren Ceremoniels und seiner Langweile unter officiellen Zerstreungen, müde der Hochgeborenen und Prinzessinnen, müde alles Liebelns, während sein leidenschaftliches Herz nach inniger Liebe lechzte. Er wußte nicht wohin damit. Vor Sängern, die ihn in ihre Netze zu locken suchten, hatte er eine grenzenlose Scheu; es waren Theaterprinzessinnen, Prinzessinnen auf einer andern Bühne. Alle diese Coulißliebaleien waren ihm ungenügend, lächerlich, jämmerlich, gemacht, gedrechselt, wie die mühsam zusammengestoppelten Verse eines Operntextes

in hergebrachter Form. Alle von oben herab ihm zugedachten Freuden und Vergnügungen wurden beobachtet, bewacht, zugeschnitten und im Zuschnitt verdorben.

Der Hauptgrund der unfreundlichen Begegnung von Seiten des Großherzogs war nicht schwer zu errathen. Es lag in den Plänen desselben, durch die Ehe seines Neffen eine für ihn höchst wünschenswerthe Verbindung seines Hauses mit dem des vormaligen ersten Ministers am neapolitanischen Hofe, dem uralten Hause der spanischen Herzöge von Roca Fuerta herbeizuführen, und dieser so erwünschte Plan war bisher an der Halsstarrigkeit Theodors gescheitert. Die Verhandlung dieser Angelegenheit hatte höchst ärgerliche Austritte zwischen Oheim und Neffen veranlaßt, die sich später beim entschiedenern Auftreten des Letztern häufig wiederholten, bis endlich die Sache scheinbar aufgegeben wurde und beinahe in Vergessenheit gerieth. Die Kälte aber, welche dies gespannte Verhältniß erzeugt hatte, nahm mit jedem Tage zu; und es ist erklärlich, daß bei dem lei-

denſchaftlichen Gemüthe Theodors ſich ihr mit der Zeit ein gewaltiger Ingrim gegen den Dheim beigeſellt hatte, den dieſer nicht zu beachten ſchien, wiewohl er ſich nicht ſelten bei der geringſten Veranlaſſung deutlich genug außſprach.

Während der Prinz nun im Halbdunkel der erlöſchenden Kerzen einſam in ſeinem verödeten geräumigen Saale ſaß, fiel es ihm plötzlich ein, einen kleinen, zierlichen Damenschuh hervorzuholen, den er unter abwechſelndem Lächeln und Seufzen lange betrachtete. Es war ein grüner, mit ſimmernden Goldſternchen beſtickter Sammtſchuh, der die lieblichſte, zierlichſte Form verrieth, deren je nur irgend ein ſchönes Frauenfüßchen ſich rühmen durfte.

Es ſchlug Mitternacht.

Es regte ſich etwas an einer der Thüren; Theodor flog vom Stuhl auf.

„Seid Ihr's?“ flüſterte es mit halber Stimme, und herein ſprang, leicht und flüchtig wie eine Gazelle, eine ſchlanke Mädchengeſtalt. „Und ſo

einsam?“ sprach sie etwas lauter, nachdem sie, den Rücken des linken Zeigefingers auf die Lippen haltend, sich nach allen Seiten hin forschend umgesehen hatte, „so traurig?“

„Traurig, in der Sehnsucht nach Dir,“ antwortete Theodor, mit offenen Armen auf sie zugehend, „beglückt, wenn ich Dich sehe.“

„Ha, sieh da, mein Schuß!“ rief sie mit unbeschreiblicher Anmuth ihm ausweichend; „wißt Ihr wohl, daß ich Euern Raub hart büßen mußte? Ich bin diesen Morgen arg gezankt worden um Euretwegen. Abscheulich!“

„Hier, süßes Mädchen, dies Medaillon als geringe Entschädigung,“ sprach der Prinz; „das Bildniß Deines Sklaven, gemalt vom berühmtesten Künstler Italiens und vom geschicktesten Künstler Londons in Edelsteinen gefaßt.“

„Diese Augen,“ erwiderte die Kleine kopfschüttelnd, „schaden dem funkelnden Demant sehr.“

„Und diese hier,“ versetzte der Prinz, indem er das holdselige Mädchen umschlang und ihr dunkles Auge küßte, „sind die Morgensonne meines aufgehenden Lebens.“

Alessandro Guerra
il valente Cavalerizzo Romano.

Es war gewiß eine richtige Speculation des Herrn Guerra, daß er, der damals mit seiner ganzen Truppe in Florenz Darstellungen gab, bei der Nachricht von dem großen Zufließen von Fremden aller Nationen, namentlich von reichen Engländern in Livorno, plötzlich mit einer kleinen Abtheilung seiner Leute dahin aufbrach. Den eigentlichen Stamm der ungewöhnlich zahlreichen (zuverlässigen Nachrichten nach aus achtzig Mitgliedern bestehenden) und an schönen, reizenden Frauen überreichen Gesellschaft hatte er daher in Florenz zurückgelassen,

und war, wie Cäsar und Napoleon, voller Selbstvertrauen und die Zahl durch das Genie ersiegend, mit einem nur geringen und selbst an Fähigkeit untergeordneten Corps seiner großen Armee dem Schauplatz neuer Großthaten zugeeilt. Auch er, ein Adolar anderer Art, baute auf Gott und seine Euryanthe. Ersterer war er selbst, und als Letztere producirte sich das bis dahin noch unbekannte, mit dem Schleier tiefen Geheimnisses umhüllte holde Wesen *Cavalcada*, die, wie urplötzlich aus dem Boden hervorgestampft, in dem Zauber ihrer jugendlichen Anmuth erschien, und als vollendete Künstlerin auftreten sollte. Dem Mädchen aus der Fremde gleich, brachte sie Blumen mit und Früchte, gereist auf einer schönern Flur; auch wußte Keiner woher sie kam. Wie hoch der große Meister die Kunstfertigkeit seiner schönen Unbekannten hielt, erhellte zur Genüge aus dem Umstande, daß er, dem so wenig als seinen Landsleuten überhaupt ungewöhnliche Charlatanerie zum Vorwurf gemacht werden konnte, den lauten, emphatischen Ruf: *Ecco la bella! il fior Cavalcada!* nie anders erschallen

ließ, als unter dem Schwenken seines Römerhelms oder Federhuts, und unter dem Rauschen eines gewaltigen Trömpetentusches.

Der ruhmgefrönte Name Guerra hatte überall einen guten Klang in Italien, von Mailand bis Dranto, und von Triest bis zum Chalkidischen Reggio oder Rhedia Columna, bis Syrakus und Palermo; das heißt von dem weiten Schaft des großen vielnächtigen Kanonenstiefels bis zum Absatz und zur Spitze hin, mit Einschluß des Steins, den er seit Jahrtausenden von sich schleudern zu wolken droht. Guerra's Gesellschaft wurde dort überall für die ausgezeichnetste in ganz Europa gehalten, und er selbst stellte diese anerkannte Wahrheit keineswegs in Abrede. Auch hatten darin Männer und Frauen von allen Nationen gleiche Aufnahme gefunden, sogar Oesterreicher, indem der Director, fern von aller Einseitigkeit politischer Ansichten, nur Kunst und Kasse im Auge behielt und großartig Alles an sich zu ziehen suchte, was erstere fördern und letztere füllen konnte. Italiener, Deutsche, Franzosen, wetteiferten daher

miteinander und strebten, der Gesellschaft Ruhm und Glanz verleihend, die Ehre ihres Vaterlandes und den eignen Namen aufrecht zu erhalten.

Die Tageblätter waren voll vom Lob und Preise der trefflichen Leistungen. Der Römer Spolito Letard war es, der die große arabische Voltige in Carriere am vollkommensten auszuführen wußte, wogegen der Deutsche Wilhelm Craßelt in der großen Voltige der Chinesen excellierte, und der Franzose Joseph Bertotto aus Paris, außer seinen vollendeten Tanzpas, das höchst unterhaltende Reifenspiel zeigte und mit bewundernswürdiger Gewandtheit in Carriere den haltsbrechenden Sprung durch zwei Spiegel vollführte. Fühlte man sich gezwungen die eben genannten als die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft zu bezeichnen, indem in der That ihre Leistungen nicht übertroffen werden zu können schienen, so mußte man ihnen doch auch andere an die Seite stellen, die in ihrer Art wiederum ihresgleichen suchten und vielleicht auch fanden. So agirte der junge Wiener, Anton Winkler, den „Bauer

von Harlem,“ eine äußerst komische Scene zu Pferde, während der zwölfjährige Mailänder, Luigi Germani, erster Jongleur zu Pferde, die beliebtesten indianischen Kunststücke in den verschiedenartigsten Abwechslungen zu produciren, oder Herr Anton Brand, der famose Wiener Herkules, den sogenannten „eisernen Arm,“ eine außerordentliche Kraftscene, nebst andern athletischen Stellungen auf dem ungesattelten Pferde darzustellen die Ehre hatten. In den Zwischenacten gelang es dem feinen Komiker, Louis Dallot, durch verschiedene amöne Scherzspiele und equilibristische Wagsprünge den Zuschauer auf das angenehmste zu unterhalten. Wer es nicht glaubte, zahlte zehn Paoli und ging hinein; oder auch nur acht, oder fünf, oder zwei, je nachdem man vom ersten Range, Balkon oder Parterre, oder vom zweiten, oder auch von der Gallerie aus sich davon überzeugen wollte. Und dem Herrn Guerra war nichts erwünschter, als diese Art des Strebens nach Ueberzeugung.

Noch andere Namen wurden rühmlichst hervorgehoben, als Bartolo Bolapi, Theodor

Mangia, Alfonso Bartoli, Joseph Schier, Gregorio Cocchi aus Mantua und Andere; lauter tüchtige Reiter, von denen die Meisten sich durch ungewöhnliche Keckheit auszeichneten, an unglaublicher Waghalsigkeit aber noch von Brand, Ceci, Grassetti und Drazio Filippuzzi überboten wurden. Als vorzüglichste Leistung, und zwar als eine, die man bisher noch nicht gesehen hatte, pries die Fama den sogenannten „Wettstreit der Gladiatoren,“ in welchem auf zwei ungesattelten Pferden Brand, Gaetano Cinielli und der junge Pasqual Amato die schönsten, grandiosesten, zum Theil wirklich an das Fabelhafte streifenden Stellungen zeigten. Als Stallmeister stand Signor Paolo Casali aus Rom bei Allen in nicht geringem Ansehen.

War aber der männliche Theil dieser erquisiten Reitergesellschaft wirklich ausgezeichnet zu nennen, so konnte nicht in Abrede gestellt werden, daß dies in eben so hohem, ja fast höherem Grade von den Frauen galt. Die kühne Römerin, Louise Letard, machte mit bewundernswürdiger Sicherheit

als erste Kraft-Tänzerin die gewagtesten Sprünge. Ihre jüngere Schwester, das liebliche Kind Angelina, und Demoiselle Felicita Baghi aus Mailand zeigten sich als fertige Tänzerinnen; Erstere producirte die beliebte Voltige des Dames mit bezaubernder Behendigkeit, und erregte durch die vorgeschrittene Kunstfertigkeit ihres zarten Alters für die Zukunft die größten Erwartungen. Ihr in graziosen Pas und Stellungen war Demoiselle Josephine Mospauer aus Wien, unbedingt jener, was Reckheit betrifft, fast Demoiselle Nanette Schier an die Seite zu stellen. Doch übertraf nichts der Art die Gattin des Directors selbst, Madame Elisa Guerra und Demoiselle Clotilde Bertotto aus Paris, welche auf ungesatteltem Rosse alle jene graziosen Stellungen und Wendungen zeigten, die das Auge entzücken. Für gute Musik sorgte mit gehöriger Sachkenntniß der bei der Gesellschaft angestellte Capellmeister Antony Schönizinger aus Wien. Auch wurde höflichst gebeten, im Circus nicht zu rauchen und keine Hunde mitzubringen.

Bei so zahlreicher Vereinigung von eminenten Talenten und bei solcher Vorzüglichkeit der einzelnen Subjecte, war es mithin kein Wunder, daß ihre Darstellungen überall einen so lebhaften und stets sich gleichbleibenden Beifall fand. Und in der That, es wetteiferten die Frauen mit den Männern, und mit Beiden wiederum die Pferde; daher auch mehr auf diese als irgend eine andere Gesellschaft in aller Wahrheit der Ausspruch eines Kenners anzuwenden war, der sich unter andern also vernehmen ließ: Die zur Anschauung gebrachten Künste im Allgemeinen anbelangend, bleibt man unschlüssig, ob man mehr die Geschicklichkeit und pferdemäßige Muskelkraft der Menschen, oder die gelehrige, an menschliche Reflexion grenzende Dressur der Pferde bewundern soll; wie denn auch überhaupt das sichtbare Attachement dieser klugen und willigen Thiere gegen ihren Herrn, obwohl sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr den strengen Lehrmeister als den zärtlichen Freund in ihm erblicken, viel Unmuthiges und zugleich viel Ruhrendes hat.

Mehrere Tage schon vor dem Einzuge des Signor Guerra an der Spitze der Seinigen, war Livorno mit Ankündigungen, Anschlagzetteln, Programmen und Recensionen der gefeierten Gesellschaft überschwenmt; so daß das gehörig bearbeitete und vorbereitete Publikum nicht anders als in großer Spannung die Ankunft derselben erwarten konnte. Um so schwieriger aber mußte für die kleine Truppe die Aufgabe werden, die Erwartungen, welche die Verkündigung der Großthaten der vereinigten Gesellschaft erregten, nun durch ihre Leistungen zu erfüllen, ihre edle Zuversicht zu rechtfertigen, ihren Ruhm aufrecht zu erhalten. Ob ein günstiger, vielleicht auch ungünstiger Zufall, oder gar ein kluges Manoeuvre des Directors die Verbreitung der pomphaften Ankündigungen bewirkt haben mochte, ließ sich daher unter diesen Umständen auch gar nicht ermitteln. Letzteres würde auf eine Reckheit haben schließen lassen, wie sie nur der Tollheit oder dem Genie eigen sein kann; soviel aber ist gewiß, daß alle Gasthöfe mit solchen Zetteln versorgt waren, und man sich nach Zahl und

Inhalt der Vorstellungen auf herrliche Genüsse und auf Mannigfaltigkeit derselben gefaßt machen durfte.

Bei dieser Gelegenheit geschah es denn auch, daß einige Kunstfreunde die gesammelten Anschlagzettel einer andern Reitertruppe wieder hervorholten und verglichen, die einige Jahre vorher in Livorno gastirt hatte, und zwar nicht ohne Glück, wiewohl sie nicht einmal mit der unbedeutendsten Abtheilung der großen Guerra'schen sich messen konnte. Unter den großen pantominischen Scenen mit Gesechten, Evolutionen, Märschen, Tänzen und Feuerwerken, bei deren Zusammensetzung die Geschichte der alten und neuen Zeit mit sicherem Tact ausgebeutet worden, war unter andern zu sehen gewesen: „Drei über Einen, und doch Sieger, oder der Sechskampf der Horatier und Curiatier;“ „Horatius Cocles, oder die mit einem Auge vertheidigte Brücke ic.;“ „Der triumphirende Nero, oder der alles Hartgefühls ermangelnde Tyrann;“ „Die schöne Christin und der edle Türk, oder die Flucht des Matel Abhels;“ „Johanna von Orleans, oder der heldenmüthige Kampf der Jungfrau!“

(NB. für diesmal hat die Darstellerin besonderer Umstände wegen, die Rolle abgeben müssen); „Fra Diavolo, des berühmten und berüchtigten Banditen Größe und Fall;“ „Der Tod des Generals Kleber in Ober- und Unter-Aegypten;“ „Die gewonnene, verlorene und wiedereroberte griechische Standarte“ u. s. w. Zu den Scenen aus dem gewöhnlichen Leben, oder auch komischen Inhalts, gehörten z. B. „Der witzige Freier, oder der Rosabella Schäferi;“ „Der Mönch im Käsekorb“ (in welchem selbiger auf dem galloppirenden Pferde binnen wenigen Minuten mit der unglaublichsten Schnelligkeit zwölf Verwandlungen vornimmt); „Der verfolgte, in maigrünen Kleidern einherwandelnde und dennoch nicht erkannte Seladon“ (gleichfalls eine nicht genug zu bewundernde Verwandlungsscene); „Der Savoyarde und sein Affe“ (Herr Biol wird Letztern vorzustellen die Ehre haben); „Amelinde, oder der Triumph der Liebe, in sechs Stellungen;“ einem geehrten Publico zu sonderbarem Ergötzen ausgeführt von Herrn N. und Demoiselle NN. u. s. w. u. s. w.

Wie groß der Zulauf sein mußte, den diese Gesellschaft gehabt hatte, geht aus folgender, mit einem Fingerzeig versehenen, großmächtig gedruckten Notiz: „Um dem allgemeinen Wunsche meiner zahlreichen Gönner, Freunde und Verehrer zu entsprechen, werden nur noch wenige Vorstellungen Statt finden, und bitte ich deshalb um geneigten Zuspruch u. c. Dann aber auch aus dem obligaten „Vorlezte,“ „Lezte“ und „Allerlezte“ Vorstellung; ja sogar eine „auf allgemeines Verlangen, allerlezte und unwiderruflich große außerordentliche Vorstellung,“ fand sich vor, mit der Anzeige: „NB. Da der Ertrag dieser Vorstellung einem wohlthätigen Zwecke gewidmet ist, so hofft der Director um so mehr, daß das verehrte Publikum dieselbe ergebnst zahlreich besuchen werde.“ Der wohlthätige Zweck nämlich war die Befreiung der tief verschuldeten Truppe aus den Klauen der Manichäer, damit sie sich nicht genöthigt sähe, abermals einige definitiv lezte und allerlezte Vorstellungen zu veranstalten; weshalb auch der Bajazzo, in einem Anfall von desperatem Humor, hinter dem Rücken

des Directors, obigem Notabene noch ein zweites hinzuzufügen sich erlaubte, folgenden Inhalts: „Da Unterzeichneter seine Abreise bestimmt auf Ende dieser Woche festgesetzt hat, so ersucht er alle Diejenigen, welche Forderungen haben möchten, sich heute über vierzehn Tage, Vormittags zwischen 9 und 2 Uhr in der Osteria della Trappola einzufinden.“

Grand cirque olympique.

Wer den eingekreisten Platz della Trombola zu Rom nicht kennt und wünschte ihn zu sehen, der hätte beim Anblick des hübschen Circus, den Signor Guerra zu Livorno einige hundert Schritte vom Hafen gebaut, eine richtige Vorstellung davon haben können. Diese Reitbahn unter freiem Himmel, von amphitheatralisch erhöhten Sizen umringt, bestreut mit glänzendem Sande, und mit schönen, aus grünem Papier geschnitzelten Blumenguirlanden verziert, bot an diesem Tage der „ersten großen Vorstellung in der höhern Reitkunst“ einen ergötzlichen Anblick dar.

Im Innern standen die Reitskünstler in Bereitschaft; mit ihren goldgestickten französischen Generaluniformen angethan, gaben sie sich im doppelten Sinne als Uomi di Guerra zu erkennen. Der Zahnkünstler, in sauberem schwarzen Frack, war mit Becken und Pauken beschäftigt; in rother Sacke und weißen Pumphosen hielt der Bajazzo die Stühle, mit welchen er diverse belustigende Piecen zu produciren gedachte, bereit, und untersuchte den Rachen eines ungeheuern Elephanten von Goldschlägerhaut, der sich mit ihm zu großem Ergözen des Publikums hoch in die Lüfte erheben sollte. An der entgegengesetzten Seite des Circus stand der hagere Pyrotechniker Trenäus, zwischen Hülsen, Ladtschaufeln, Schlägel, Mörser, Stozpinnen und andern Geräthschaften, und blies mit dem Blasebalg emsig seine Kohlenpfanne in Gluth.

Anlangend die Zahl der Schaulustigen, mochte wohl eine gute Einnahme zu erwarten sein; wenigstens ließ sich dies aus der Zufriedenheit entnehmen, die sich in den Zügen des Signor Guerra zu erkennen gab, während er, das rechte Bein

über das linke geschlagen, an eine der Barrieren gelehnt, mit forschendem Auge die Menge durchmusterte und mit wahrhaft fürstlichem Anstande bald eine Priese aus goldener Schnupftabaksdose nahm, bald mit einer gewissen noblen Nachlässigkeit in seine lange Peitschenschnur abwechselnd Knoten schlug und wieder aufstellte.

Und in der That, die Räume füllten sich außerordentlich. Die schönsten Damen Livorno's hatten sich zu diesem Schauspiel eingefunden, das so glänzend zu werden versprach. Hübsche Bürgerstöchter mit lockenden Gesichtchen, welche die forschenden, kecken Blicke der englischen Seeoffiziere nicht gar ungern ertrugen; schöne Tüdinnen in weißen Schleiern neben alten Rabbinern; reich gekleidete Marchesen und Marchesanen, lange Seminaristen in schmucken schwarzen Leibrocken mit violetten Knöpfen; Türken, Griechen, Matrosen, Facchininen und Facchinaccien, eine Unzahl von Kindern nicht zu vergessen, bildeten unter Summen und Rischen und Richern, in verschlungenen, hin und herwogenden Gruppen von verschiedenster Gesichts-

bildung und Kleidung das interessanteste Menschenpanorama, das sich dem stillen Beobachter menschlicher Thorheiten nur darbieten konnte. Von Zeit zu Zeit setzte der Bajazzo, um der Ungeduld der Zuschauer Abfluß zu verschaffen, mit einem lauten, bestialischen Schrei über seine vier Stühle, und fiel, in der Lust sich überschlagend, auf die Schultern des komisch sich gebehrenden Zahnarztes; und dann brach das gebildete Publikum der Gallerie im Hintergrunde in einen lieblich donnernden Jubel aus.

Was vielleicht keiner der ausgezeichnetsten Directoren zu unternehmen gewagt hätte, das hatte Signor Guerra mit sicherem Tacte und großem Glücke durchgeführt. Schon war er bei seiner zwölften Vorstellung und hatte sich eines stets wachsenden Erfolgs zu erfreuen. Dabei waren die aus Florenz einlaufenden Nachrichten vortrefflich.

Für diesmal verkündigte das Programm Folgendes:

„Heute Sonntag 22. 22. wird N. Guerra mit der unter seiner Direction befindlichen Reitskünst-

ler-Gesellschaft eine extra-brillante große Vorstellung in der höhern Reitkunst zu geben die Ehre haben, worin sämtliche Mitglieder Alles aufbieten werden, den Beifall eines verehrten Publikums zu erlangen.

Erste Abtheilung.

- 1) La grande voltige d'un Arabe, in Carriere des Pferdes, ausgeführt von Alberto Moffa.
- 2) Demoiselle Becchiabella wird sich durch graziose Pas und Stellungen zum ersten Male auf dem Eisendrahte bestens empfehlen.
- 3) Arcangeli del Diavolo wird auf dem ungesattelten Pferde über verschiedene Gegenstände springen und sich selbst übertreffen.
- 4) Demoiselle Lelia wird ihre beliebte Voltige zu produciren die Ehre haben und sich auf gesatteltem Pferde in anmuthigen Stellungen auszeichnen.

- 5) Der Bauer von Harlem, äußerst komische Scene, ausgeführt von Jean Nicollet, dit de Nivelle.
- 6) Auf allgemeines Verlangen: Vespasiano trionfatore, große historische Scene im edlen Style und auf drei Pferden; erfunden und dargestellt von Herrn Director A. Guerra.

Zweite Abtheilung.

- 7) Bras de fer, der eiserne Arm. Als solcher zeigt der starke Fortiebras den allerwerthesten Zuschauern mehrere Kraftstücke und athletische Stellungen.
- 8) Die Schnitter, mimische Scene mit Verkleidungen auf zwei Pferden, ausgeführt von Herrn Torta und Demoiselle Vecchiabella.
- 9) Scène grotesque; auf dem Pferde ausgeführt durch Mr. Nicollet.
- 10) Wettkampf der Gladiatoren.

- 11) Indianische Kunststücke in den verschiedenartigsten Abwechslungen; graziöse Attitüden auf ungesatteltem Pferde; Sprung über Schärpen und Barrieren. Zuletzt die Course volante; ausgeführt von Fior Cavalcada.
- 12) Zum Schluß wird Herr Director A. Guerra auf seinem von ihm selbst dressirten Schulpferde Corradino alle Gänge der höhern Reitkunst mit Pünktlichkeit ausführen.

Auch wird der Komiker Sepperl Goffo durch verschiedene Scherzspiele und ergötzliche Equilibers zu unterhalten nicht verfehlen.

NB. In dem Zwischenacte, ein kleines Divertissement aus dem Gebiet der Pyrotechnie; erfunden und ausgeführt von dem gelehrten deutschen Meister Trenäus, gräflich Katzenelnbogenischen Ex-Hofrath, vormaligem fürstlich Baduz-Schellenberg-Lichtensteinischen Hofseuwerwerker und Bombardier a. D., Mitglied mehrerer gelehrten und Reitergesellschaften u. u.

Uebermorgen, Dienstag,
 dreizehnte Vorstellung: Die Räuber in den
 Abruzzen.

In dem Grade, wie der Circus sich mit Zuschauern anfüllte, nahm auch die Unterhaltung der Versammlung an Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit zu. Hier sicherten junge Mädchen und flüster-ten sich leise Bemerkungen ins Ohr; dort gefielen sich Jünglinge in der Beschreibung der reizenden Künstlerinnen, die heute auftreten sollten, und überboten einander in der Aufzählung der von den Schönen erhaltenen Blicke und demnach zu hoffenden Günstbezeugungen. Glückliches Alter, da man berauscht ist von dem unaussprechlichen Glücke, ein Wort zu wechseln mit einem jener erhabenen Wesen, die man Künstler nennt, und wo unter einem einzigen uns zufällig treffenden Sonnenblick einer gefeierten Prima-Donna ein ganzer Blumenfrühling in unserm Herzen spriest!... Weiterhin

wurden Geschäfte gemacht und über Qualitäten, Preise und Curse Debatten angestellt; hinten suchten englische Matrosen über Gedränge und unbequeme Sitze; in den Borderlogen schwatzten Herren und Damen aus den höhern Ständen, im Circus umher lorgnettirend. Auch lange, gründliche Discussionen über das Wesen der Kunst ließen sich vernehmen, und zwar ganz in meiner Nähe.

— „Die Kunststreiterei ist ein Haupttheil der modernen Gymnastik. In den rein mimischen Künsten hat der Künstler einen besondern Sieg über seine eigne Natur zu erkämpfen, indem er sich selbst zum Kunstwerk macht. Wie viel glänzender und bewundernswürdiger also muß nicht dieser Sieg da sein, wo derselbe, abgesehen von der Vollendung mimischer Kunstfertigkeit selbst, auch noch durch Ueberwindung von Schwierigkeiten und Gefahren, und zwar mit Vermeidung alles Scheins von Furcht und Anstrengung, erlangt werden soll. Daher sind Reitkünste die freiesten und verwegensten aller Künste, weshalb sie auch überhaupt, aber ganz besonders für Männer einen so eigenthümlichen

hohen Reiz haben. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Herr Nachbar?"

— „Was Sie da sagen, hat in gewisser Hinsicht seine Richtigkeit. Nichtsdestoweniger aber bleibt das Wohlgefallen, welches wir an dergleichen empfinden, ein sinnliches oder physisches, im Gegensatz zu dem höhern geistigen; verstehen Sie wohl.“

— „Mit Verlaub, dies Wohlgefallen ist ein sinnliches und ein geistiges zugleich; alle Kunst ist sinnlich, und das Gefühl des Schönen gehört geradezu in das Gebiet der physischen Gefühle.“

— „Wenn wir diese letztere Behauptung einräumen, so könnte der Schmecker ganz Recht haben, wenn er sagte, daß ein Gericht Schweinebraten mit Sauerkraut oder ein Glas bairisches Bier „schön“ schmecke, oder auch eine Blume „schön“ rieche, verstehen Sie wohl.“

— „Das würde er auch, unbedingt. Ich habe das oft sagen hören und sage es selbst.“

— „Auch in diesem Sinne?“

— „Auch in diesem Sinne.“

— „Einer solchen Behauptung liegt Begriffs-

Verwirrung und Verwechslung der Ausdrücke zum Grunde, mithin offenbar leidiger Irrthum.“

— „Sie werden mir doch zugeben, daß, wie alle Kunst, auch diese ihrem Wesen nach Darstellung ist. Auch sie will etwas Inneres zur Erscheinung bringen, nicht dies Innere also, als unausgesprochenes, ist bei ihr die Hauptsache, sondern das äußerlich Hervorgebrachte als Ausdruck des Innern, des Geistigen. Darum auch setzt sie nicht allein die Kräfte des Körpers, sondern auch die geistigen Kräfte in Bewegung; ja das Sinnliche erscheint hier recht eigentlich als Verkörperung der Idee, oder Vergeistigung des Körpers. Sind Sie nicht auch dieser Meinung?“

— „Keineswegs, denn: der Geist — Sie werden das zugeben — ist das Begrenzende der Anschauung; im Bilden des Angeschauten aber, oder im Produciren, verliert er sich in die Anschauung selbst, denn das Endliche geht in das Unendliche über, und stellt sich im vollendeten Producte, der Offenbarung der unendlichen Eintracht

des Unendlichen und Endlichen, als die Form und besondere Gestaltung dar, in welcher das Absolute angeschaut ward. Das eigentlich Producirende also ist das Unendliche; daher das Kunstwerk aus göttlicher Begeisterung und bewusstlos entsteht, ob es gleich wegen der Eintracht des Unendlichen mit dem Endlichen, die höchste Besonnenheit offenbaren muß. Verstanden?"

„Da bin ich vollkommen Ihrer Meinung (fiel hier ein Dritter ein). Jüngsthin noch, mußte ich bei der verunglückten Voltige der Signora Lelia ihre unglaubliche Besonnenheit bewundern, als sie vor lauter göttlicher Begeisterung fehlsprang und vom Pferde kam — ohne zu gewahren, daß die seidene Bedeckung des Unendlichen und Endlichen mit einem Riß oben am Sattelknopf hängen blieb, und sie plötzlich, befreit von aller Form und besondern Gestaltung, in welcher gewöhnlich das Absolute als Kunstwerk angeschaut wird, die Signora in so vollendetem Producte der Offenbarung sich darstellte, daß ich mich in die Anschauung des Absoluten selbst unendlich verlor.“ —

Hier unterbrach die Musik, welche auf ein Zeichen des Directors mit kräftigen Accorden einfiel, die gelehrte Unterredung meiner beiden vordern Nachbarn, und das Schauspiel begann.

Mit großer Aufmerksamkeit und einer bewundernswürdigen Ausdauer bei so übermäßiger Hitze und so ungewöhnlichem Gedränge, betrachtete das Publikum die ersten einleitenden Manoeuvres der volligirenden Gymnastiker.

— „Haben wir,“ hob der Nachbar wieder an, „haben wir der Kunstreiterei einen ihr eigenen ästhetischen Charakter zugestanden und somit einen Platz unter den schönen Künsten eingeräumt, so möchte ich behaupten, daß bei einem befähigten von der Natur für dies Fach begabten Subjecte der Entwicklungsgang ein langsamerer sein müsse als in irgend einer andern Kunst. Denn, so gewiß alsdann der letzte Grund alles kunstreiterlichen Schaffens in dem freien künstlerischen Walten des Geistes beruhte, jede Erscheinung in den gymnastischen Darstellungen ihren Ursprung und ihre Recht-

fertigung nur in der unbeschränkt herrschenden Idee des Kunstreiters fände: so wäre doch nicht zu läugnen, daß es der Entwicklung dieser Idee an solchen Hülfsmitteln gebricht, durch die der Geist anders schaffender Künstler gezeitigt und vollendet wird. Der erste Sprachversuch des Kindes, das einst Dichter sein wird, ist zugleich die erste Vorübung für sein Gedicht; jeder Begriff, der sich ihm im Wort verkörpert, ist eine Förderung zu jenem Momente, wo im vollendeten Dichter die Idee das glücklich gefundene Wort umschlingt und durchdringt. So ist der erste Lichtschimmer im Auge des künftigen Malers die erste Farbe für seine Palette, der erste Klang im Ohre des künftigen Musikers der erste Ton seiner Musikleiter. Nicht so unmittelbar aber verwandelt sich dem reitkünstlerischen Geiste die Nahrung mit Sprüngen und Gebarden und vorübergaloppirenden Pferden in künstlerischer Gestalt. Was sind Sprünge? Was Gebarden? Wie soll galoppirenden Pferden die schlummernde Idee auf die Sprünge kommen? Sind Sie nicht auch meiner

In diesem Augenblicke trat unter einem Trompetenstoß Signor Mofsa in Ritterwams und knappanliegenden weißen, mit blauen Schlißen besetzten Beinkleidern hervor, sein weißes Barett, von welchem eine lange blaue Schwungfeder herabhäng, mit einer höchst noblen Nachlässigkeit zum Gruße schwenkend. Während er, seine große arabische Voltige vorbereitend, in diversen theatralischen Stellungen die Bahn umkreiste, fuhren meine beiden Nachbarn in ihrem Gespräche fort. Es waren Deutsche, die, wie die meisten ihrer Landsleute große metaphysische Anatomen, statt sich dem frohen Genuß der Gegenwart hinzugeben, lieber ihre Freuden anhalten und zergliedern. Dies ist, genau genommen, nur eine andere Form des Genusses; und wer an der Untersuchung, ob, warum und inwiefern er sich nach einem gewissen Systeme oder nach aufgestellten Grundsätzen ergötzen solle, mehr Ergötzen findet als am Ergötzen selbst, der soll sich in der Untersuchung nicht durch den Genuß stören lassen, das ist klar. Es kommt dabei nur auf Liebhaberei an.

— „Signor Moffa ist ein schöner schlanker Jüngling,“ bemerkte der erste Nachbar, „und muß den Damen wohl gefallen.“

— „Nur Schade,“ versetzte der zweite, „daß er etwas ungelentk ist in seinen Bewegungen, und das geometrische Interesse nicht genugsam in ein ästhetisches zu verwandeln weiß. Ihm fehlt die eigentliche Wellenlinie, würde Hogarth sagen. Er ist stark in der geraden Linie, die bei der Entstehung der Winkel abbricht, und auch in den sphärischen Winkeln leistet er mehr als gut ist. Sehen Sie nur die Arme und Beine in diesem Augenblicke. Ich aber behaupte mit Bouterwecken: alles Eckige ist nicht nur an sich ohne Schönheit, sondern es stört auch auf das empfindlichste das Gefühl des Schönen, besonders bei eckigen Bewegungen, die ein Leben ausdrücken sollen. Nennt man die Baukunst eine gefrorene Musik, so ist ein Kunstreiter eine bewegliche Architektur, sehen Sie wohl. Da zeigt sich auffallend, wie das Gefühl des Schönen mit dem organischen Lebensproceß zusammenwirkt; denn das organische Leben

arbeitet immer in das Runde bildend, verstehen Sie wohl.“

Der Philosoph sprach wahr. Ein steifer, eckiger Gesell war dieser Signor Moffa, trotz seines schönen Wuchses, seiner kriegerischen Stellung und des kleinen zierlichen Stutzbärtchen an Ober- und Unterlippe. Er war der Liebling der Damen; er wußte es, und das war ihm genug.

Kaum war Signor Moffa mit dankbarem Gruße für den ihm gespendeten Beifall davon gezogen, als Demioselle Vecchiabella, die alternde Venus der Truppe, mit dreifacher Verbeugung hervortrat, und sehr künstliche Tänze zu vollführen begann, welche Bajazzo, der Ketter in der Noth, dann und wann durch tolle Sprünge und absichtlich verfehlte Sätze unterbrach, augenscheinlich in der edlen Absicht, der hochgeschminkten und in Folge der anhaltenden Anstrengung etwas tief aufathmenden Schönen einige Augenblicke der Ruhe und der Erholung zu verschaffen.

— „Demoselle Vecchiabella; was halten Sie von dieser, Herr Nachbar?“ fragte der Erste oder Jüngere der beiden Simbern,

— „Welche Ellipse,“ erwiderte der Zweite, „und welches Oblongum der Kanon der Schönheit unter den Ellipsen und Oblongen ist, wer vermag es zu demonstrieren? Bis auf einen gewissen Grad aber muß die Länge einer Figur die Breite weit übertreffen, wenn das Schlanke entstehen soll, das für ein gebildetes Auge einen unendlichen Reiz hat, wir mögen eine schlanke Säule betrachten, oder die Statue des vaticanischen Apoll, oder den blühenden Wuchs eines schlanken Mädchens. Geht aber die Breite im Verhältniß zur Länge über einen gewissen Punkt hinaus, sehen Sie wohl, so verliert sich die Länge in die Breite, und es wird die lange Figur zu einer Stange, die man eine verdickte gerade Linie nennen möchte. Immer nach Bouterwecken. Dies ist bei dieser Person der Fall, verstehen Sie wohl. Die Jean Paulschen vier Grenzhügel sind bei ihr zu voll. Kurzum, das Weibsbild ist zu dick und rund

zum Reiten und zum Tanzen, und muß deshalb so entsetzlich keuchen.“

— „Da bin ich nun vollkommen Ihrer Meinung, Herr Nachbar; sie ist zu stark und auch nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber doch noch schön zu nennen, und ganz vorzugsweise grazios. Auch liegt auf ihren Formen, die trotz aller Erhabenheit derselben, eben nichts Schreckendes haben, ein gewisser Schmelz der Contoure. Sind Sie nicht auch...“

— „Man erniedrigt das Erhabene tief unter seine Würde, wenn man es mit dem geistvollen Burke auf Affecte der Furcht und des Schreckens zurückführen will. Unstreitig hat das Erhabene zuweilen etwas Furchtbares, auch wohl Schreckliches. („Ich habe eine nach solchen Affecten zusammengesetzte Frau gekannt,“ schob kopsnickend der Dritte hier ein.) Aber in seiner ästhetischen Reinheit wird es nur da empfunden, wo es mit stiller Majestät, imposant, aber nicht erschütternd, sondern herzerhebend, den menschlichen Geist gleichsam über sich selbst entrückt.“ —

— „Ich empfand es in seiner ästhetischen Reinheit, als unterwegs die Postkutsche mit uns umschlug,“ flüsterte abermals der Dritte lachend; worauf aber der Redner nicht achtete, sondern fortfuhr:

— „Was die Schönheit der Contoure betrifft, so ist diese mit der Symmetrie oder der Schönheit der Proportionen innig verwandt. Die eigentliche Wirkung der Symmetrie setzt aber immer ein Ganzes voraus, sehen Sie wohl, dessen Theile wieder, jeder für sich, verstehen Sie wohl, als ein kleineres Ganzes erscheinen. Wollen wir nun errathen, warum gewisse Proportionen in dieser Verbindung als schön empfunden werden, so müssen wir doch wieder auf gebogene Umrisse zurückkommen, welche die Phantasie um das Ganze und um jeden Theil dieses Ganzen zieht.“

— „Ich gebe das zu. Wie aber ferner?“

— „Ja, wie die Phantasie nun weiter verfährt, wenn sie nach denselben Gesetzen, die die Schönheit der Umrisse bestimmen, ihre Figuren schafft und symmetrisch verbindet, ist nun so leicht

nicht zu ermitteln; es verbirgt sich, wie es scheint, in einem der Theorie unzulänglichen Zusammenfallen von dunkeln Vorstellungen. Wir treten hier ein in das Gebiet des Problematischen, in das Reich der Labyrinth, der Vermuthungen, der Schlussfolgerungen vom Bekannten auf das Unbekannte“

Unterdessen war Signora Lelia erschienen, und in Folge ihres in der vorletzten Vorstellung erlittenen Mißgeschicks für ihre gezeigte Geistesgegenwart und kräftige Natur, von den theilnehmenden Zuschauern mit allgemeinem Bravo empfangen worden, so daß es mir unmöglich wurde, die Unterredung jener Herren weiter zu verfolgen. Signora Vecchia bella hatte ihre Sache im Ganzen zur Zufriedenheit des Publikums abgemacht; am meisten hatte sie mir gefallen, in dem Augenblicke, als sie, dem Programm gemäß, „sich bestens empfahl“; worauf Herr Arcangeli erschien, ein sehr kühner, verwegener Reiter, der über verschiedene Gegenstände springen sollte und sprang. Signora Lelia war ein hübsches und

wohlgestaltetes junges Mädchen von üppigem Wuchs und strotzender Fülle. Obwohl ihre Attitüden keineswegs der Grazie und ihr Tanz der Reckheit ermangelten, so war es doch mehr sinnlicher Reiz, den ihr Anblick ausübte, als Gemüthsbewegung durch Aeußerung geistiger Kraft.

— „Das ist die schöne Lelia, Herr Nachbar, die, aufrichtig gestanden, mir fast besser gefällt, als die gefeierte kleine Cavalcada. Die Grazie, der Anstand, die Gewandtheit, die Tollkühnheit und Gott weiß, was Alles noch der Kleinen nachgerühmt wird, sind mir kein Ersatz für das, was ihr, meinen ästhetischen Bedürfnissen zufolge, abgeht. Zierlich ist sie, aber mager; oder, wenn auch nicht eben mager, doch nicht so recht ausgefleischt, möchte ich sagen; ihr fehlt die gehörige Fülle, die die Schauen Sie dort die schöne Lelia! Das ist plastische Reife der Gefleischung, das ist Harmonie der Proportionen, Schönheit der Formen nach meinen Begriffen, und das nach allen Seiten hin. Sind Sie nicht auch“

— „Die plastische Harmonie,“ versetzte der Andere, „steht mit der optischen unter gleichen Gesetzen, so weit der Tastungsinn ähnlicher Wahrnehmungen, wie der Gesichtssinn, fähig ist. Eigentlich sollte die tastende Hand, nicht das Auge, die Eindrücke empfangen, die wir plastisch empfinden.“

— „Da bin ich ganz Ihrer Meinung, Herr Nachbar.“

— „Aber die Einrichtung der menschlichen Natur bringt mit sich, daß der Tastungsinn um so ungebildeter bleibt, je vollkommener ihn in seinen ästhetischen Functionen der Gesichtssinn repräsentirt. Durch einen nothwendigen Mechanismus des Sehens, sehen Sie wohl, verwandeln sich die Flächen vor unsern Augen in palpable, greifbare Körper, begreifen Sie wohl, obgleich das Auge im Grunde nur Flächen wahrnimmt. Auf diese Art wird uns der Tastungsinn zur Entwicklung des Gefühls des Schönen beinahe entbehrlich.“

— „Was mich betrifft, Herr Nachbar, so bin ich durchaus kein Freund vom Repräsentativ-System. So wie jede geistige Richtung, sollte auch

jede unserer Sinnesthätigkeiten ihre möglichst vollkommene Ausbildung und Anwendung erhalten. Es wäre offenbar eine Einbuße, wenn uns der Tastungssinn zur Entwicklung des Gefühls des Schönen beinahe entbehrlich werden sollte. Sind Sie nicht auch meiner Meinung?"

— „Mit nichten, insofern nämlich die Phantasie als Vermittlerin dabei thätig wird. Die schönen plastischen Abrundungen, der reizende Contour, erscheinen uns optisch als ob wir sie angriffen. Nur über das Weiche der plastischen Biegungen kann die leise über der Contour hingleitende Hand bessere Auskunft geben, als das Auge, das ist klar. Das sind ja die Elemente der Theorie aller plastischen Verhältnisse, die in der Aesthetik übrigens genau mit den optischen übereinstimmen.“

— „Immer nach Bouterwecken?"

— „Immer nach Bouterwecken.“

Nachdem Demoiselle Lelia ihre beliebte Boltige und Anderweitiges ohne Unfall gezeigt und Herr Jean de Nivelles seinen holländischen

Bauer nicht ohne Talent agirt, Alle aber bis dahin ziemlichen Beifall eingeerntet hatten, entstand eine Pause im Circus, während welcher die Musik, unter Trommel- und Cymbelbegleitung, ein großartiges, imposantes Marschtempo anhub, als Einleitung zur vielbegehrten grandiosen Schlusscene. Endlich erschien der Trionfatore und umkreiste in hoher, majestätischer Haltung auf seinen drei Rappen aufrecht stehend, mit würdiger Ruhe einige mal den Circus. Gleich bei seinem Eintritt wurde er mit rauschendem Beifall begrüßt.

Wohl schwerlich, selbst unter der Linie, mochte es eine drückendere Hitze gegeben haben als hier an diesem Tage die auf den armen Reiterkünstlern lastete. Ja sogar Vespasian war vor lauter Triumphiren erschöpft, und wischte sich, die römische Toga drappirend und die dreifachen Bügel emporhaltend, die Schweißtropfen vom perlenden Angesicht, als ängstige ihn die Furcht vor gleichem Schicksale mit seinen Vorgängern Dtho und Vitellius. Zehn gegen eins war zu wetten, der Imperator hätte in diesem Augenblick das Capitol hin-

gegeben, ja ganz Rom und seine sieben Hügel dazu für ein einzig Glas erfrischender Limonade.

Unter Italiens ewig heiterm Himmel, wo die Pyrotechnie, deren Werke als unerlässliche Folie tiefe Finsterniß verlangen, dieselben durchgehends fast nicht anders als bei hellem lichten Tage produciren kann, mußte die Kunst des Meisters Trenáus gewaltig erbleichen. Auch war der Eindruck, den sie hervorbrachte, gering, die Wirkung verfehlt; umsonst wandte heute der beklagenswerthe Alte, der in seinem Vaterlande mit einem angezündeten Nachtlicht Effect hervorgebracht haben würde, sein Brillantfeuer, seinen Silberregen, sein Chinesisches Feuer, seine Stern = Serpentoson und andere kostbaren Producte seiner vielbelobten Kunst an, es wollte nicht fruchten. Und als gar einer jener Schwärmer, unerwartet eine fatale Richtung nehmend, aufflog, und geradewegs in die wohlstrifirte Pervücke eines in der Vorderreihe sitzenden alten wohlbeleibten Herrn fuhr und dort in zischendem Kreiseln sich ein Nest bohrte und endlich mit

einem Knall verpuffte, so daß mehrere Donne und Damigellen erschrocken aufschrien und die Zuschauer der hintern Plätze in ein lautes Gelächter ausbrachen, da ließ der arme Pyrotechniker seine sämtlichen Werke im Stich und rannte ergrimmt davon, mit erschütternder hohler Stimme dumpf in sich hineinrufend: „Sonderbarer Schwärmer! . . .“ Komisch aber war es anzusehen, wie die Dffian'sche Gestalt in unsichtbaren Contouren allmählig wieder aus dem bläulichen Pulverdampf hervorblickte und mit ängstlicher Emsigkeit die Ravage seiner vom Haupt abgenommenen schwelenden Frisur zu untersuchen begann.

War indeß dieser Theil der Volksbelustigung nicht sonderlich gelungen, so stiegen die farbigen Luftbälle um so besser; der große Elephant war von überraschender Wirkung und erregte den lautesten Enthusiasmus der Hintersassen. Eine solche Himmelfahrt war hier seit Menschengedenken nicht gesehen worden; die Raphael'sche war nichts dagegen.

Zu Schnappend nach frischer Luft, wie nach Wasser ein Fisch auf heißem Sande, benutzte ich die nun eintretende Pause, um zur Credenziera zu eilen und mich im Freien an einigen Sorbets zu erquicken. Das ist ein Gedränge! Prego scuso, padrone!

Cavalcada.

Nach beendetem Wettkampf der Gladiatoren, ein Stück, in welchem die drei Mitglieder der Guerra'schen Truppe, Brand, Ciniselli und Amato (damals in Florenz und hier durch Andere ersetzt), so ausgezeichnet sind, trat bei Nummer zehn der zweiten Abtheilung ein langer hagerer Mohr hervor, dessen glänzende schwarzbraune Gesichtsfarbe mit der orangegelben kurzen Jacke auf eine nicht gerade angenehme Weise contrastirte. Er führte einen wunderschönen, mit hohem Federbusch und langen Seidenbändern geschmückten milchweißen Zelter in die Arena, dessen Zügel von hoch-

rothem Corduan mit kleinen blizenden Silberroschen besetzt waren, während vom Sattel ein kurzer Steigbügel von gleichem Stoff und gleicher Farbe mit einem an dessen äußerstem Ende befestigten kleinen zierlichen schwarzsammtnen Schuhe herabhing.

Das schöne Roß wurde im kurzen Schritt im Kreise zur Schau umhergeführt. Stolz warf es den Kopf und die blizenden Augen; es stampfte vor edler Ungebuld und schien den Augenblick des Ausstreichens kaum erwarten zu können.

Diesmal trat der stimatissimo Direttore in eigener Person vor, um die Blume seiner Künstlergesellschaft zu verkündigen, worauf er sich, nach herkömmlicher Verbeugung, mit gravitätischer Grandezza entfernte.

Diese Stille herrschte im ganzen Circus; Aller Augen waren auf den Eingang gerichtet.

Da hüpfte, unter den einfallenden ersten Rhythmen einer soaven Cantilene, plötzlich eine wunderliebliche Mädchengestalt in indianischer Tracht hervor, leicht wie ein Reh, flüchtig, als berühre ihr Füßchen kaum die Erde. Schnaubend tanzte

das Roß in zierlichen Courbetten und halbluftigen Bewegungen der erscheinenden Herrin seitwärts entgegen und kniete vor ihr nieder, Beide wundersam anzusehen. Nach einer kurzen Verbeugung, war sie schon im vollen Rennen begriffen, noch ehe man sie aufs Pferd sich hatte schwingen sehen. Doch hielt sie bald die Zügel an und zwang das ungeduldige Thier zu einem ruhigern Gange, um die unmaßigen Beifallsbezeugungen, mit welchen sie empfangen worden war und die noch immer nicht aufhörten, durch einige Grüsse links und rechts zu erwiedern. Es war wirklich rührend anzusehen, wie das kleine, hübsche, unschuldige Gesichtchen vor Freude glänzte, und mit welcher naiven Anmuth den Zuschauern nach allen Seiten hin die graziösen Kufshändchen zugeworfen wurden. Es dauerte nicht lange und das Pferd war wieder in voller Carriere, und hoch darauf das reizende Mädchen mit freundlich bezauberndem Lächeln. Sie trug ein mit bunten Federn und Muscheln verändertes kurzes Gewand, an Armen und Beinen goldene Spangen, rothe Korallen um den Hals und an der Seite ein

gelbseidenes Beutelchen mit Troddeln, aus welchem sie alsbald kleine Goldkugeln indianischer Tongleurs hervorholte. Nun warf sie, eine wahre Italante, den Körper vorüber, schleuderte im Fluge die Kugeln hoch in die Lüfte, fing sie wieder auf, warf wieder und brachte, je nachdem sie mit den symmetrischen Gestaltungen wechselte, bald Kreise, bald Quadrate, bald Triangel bildend, allerlei in einander verschlungene Figuren hervor, und das Alles mit unbegreiflicher Behendigkeit und bei so schneller Bewegung des Pferdes, daß überall, wo sie vorüberflog, inmitten ihrer blügenden Goldgebilde, man den Luftzug stark verspürte; ein reizendes Bild.

Nach diesem ersten Gange hielt sie an und ließ sich auf den Sattel nieder, um mit schmeichelnder Hand den Hals des geliebten Rosses zu liebkoosen. Daß das Bravorufen kein Ende nehmen wollte, läßt sich denken; sie war das Idol des Publikums. Es entstand eine Pause, während welcher alle Köpfe, Herren und Damen, ohne Unterschied, sich hervordrängten, um die Kleine zu sehen, um ihr zuzunicken, um einen ihrer lächelnden Blicke

aufzufangen. Die jungen Franzosen sprachen, auf die schöne und gefährliche Tochter des böotischen Schönheus anspielend, sammt und sonders laut den Wunsch aus, den kühnen Wettlauf mit ihr wagen zu dürfen, und zwar auf die Gefahr hin, wie weiland Hippomenes der Kybele zum Troz mit ihr in ein Löwenpaar verwandelt zu werden. Die englischen Offiziere hingegen boten Wetten aus; der Eine, daß sie ein Kind der pyrenäischen Halbinsel, ihr Roß aber kein Andalusier sei; ein Anderer, daß sie nicht über zwölf Frühlinge erlebt, ein Dritter, daß sie fertig lesen und schreiben könne; ein Vierter ließ sich von einem hinter ihm sitzenden Abbate ein Sonett anfertigen, das er ihr zustecken wollte, und dergleichen mehr.

Mitten in dieser Bewegung ward es mir möglich, in einem der Winkel am Ausgange der Reithahn einen jungen Mann zu bemerken, welcher der kleinen Reiterin ein Glas Limonade reichte. Eine hübsche Gestalt, groß und schwächlich, schwarz gekleidet, mit Busenstreif und Manschetten, wie mir schien, von der kostbarsten, feinsten Spitzen-

arbeit. Seine Haltung war edel, sein Gesicht interessant, sein Blick voll der zärtlichsten Besorgniß. Cavalcada, die ihm einen ihrer kleinen mit Rosabesatz umfaßten Handschuhe zu halten gegeben hatte, nahm ihn denselben mit einer gewissen Vertraulichkeit wieder ab, die mir auffiel. Noch einmal flüchtig begegneten sich ihre Augen mit Seele; er lächelte selig, sie war sonniglich entzückt. Mit einem Satz stand sie auf der Groupe des Pferdes; auf ihren Wink eilte der Mohr herbei und bestrich die Sohlen ihrer Sandalen mit Kreide, und fort ging's im raschen Tempo der rauschenden Musik.....

Nun wechselten die anmuthigsten und schwierigsten Stellungen, die nur erdacht werden können, mit einander ab. Himmlisch leicht flog sie dahin, wie ein Lichtstrahl, der durch die Wolken bricht, wie der West, der mit den Blüthen kost, wie ein Freudentag der Jugend. Wie und wo dies holdselige Mädchen, das die Grenze vom lieblichen Kinde zur reizenden Jungfrau gewiß kaum überschritten hatte, solche Vollendung der Kunstfertigkeit erreicht haben mochte, war mir ein Räthsel;

das aber fühlte ich heraus, daß hier Kunst und Unschuld in einen schönen Kranz zusammengewunden waren.

Und wilder und wilder wurde die tobende Musik, und immer kühner die Stellung der Reiterin, immer gefährlicher ihr Wagen, immer heftiger ihr Antreiben des schnellfüßigen Rosses.

Sie winkte; der Mohr reichte ihr Pfeil und Bogen, und nun erfolgten die lieblichsten kriegerischen Stellungen, die nur von der Plastik erfonnen werden können, um die symmetrischen Verhältnisse eines schöngeformten menschlichen Körpers unter dem Einfluß der psychischen Kraft, der Idee, in ihrem vortheilhaftesten Lichte erscheinen zu lassen. Es war bezaubernd anzusehen, wie aus dem holden Antlitz der verschönernde Glanz göttlicher Begeisterung hervorbrach; die ganze Gestalt war abwechselnd Epopöe, Hymne, Elegie, lyrische Verückung in entzückender Grazie. Bald zeigte sich die stolze Kriegerin, die dem Feinde muthvoll entgegenzieht, bald die fliehende Besiegte, die ängstlich sich umschaut, ob sie der Verfolger erreiche, bald die ge-

fesselte Gefangene mit gesenktem Haupte und niedergeschlagenem Blicke; dann wieder die ängstliche Maid im feindlichen Lager, die bei nächtlicher Weile den günstigen Augenblick zur Flucht erspäht; hier die geübte Schützin, die aus dem Versteck hervor kniend auf den Feind anlegt, dort die schlaue Amazone, die den Feind lockt durch versteckte Flucht; hier um Mitleid flehend, oder jammernnd über einer theuren Leiche, dort unerbittlich schwingend die Todeswaffe über den ihr versfallenen Gefangenen, hier als Erschlagene, dort als Siegerin. Wahrlich, wenn die Pantomime den Zweck hat, die lebendige Menschengestalt überhaupt in ihrer charakteristischen Bedeutsamkeit, das Ballet aber die reizende Bedeutsamkeit und Fülle wechselnder Körperformen in harmonisch gemessener Bewegung, beide in poetischer Mannigfaltigkeit und dramatischer Entwicklung zur Anschauung zu bringen, so wurden hier beide Zwecke in engster Vereinigung und in wunderbarer Vollendung erreicht.

Nicht ohne tiefe Nührung konnte ich bei so viel Heldenmuth die graciöse Unbefangenheit des

lieblichen Kindes bewundern; und ein unaussprechliches Gefühl von Angst und Mitleid ergriff mich, als sie zuletzt, in der Darstellung der zu Tode verwundeten plötzlich zusammensank und mit dem Fuß an den Sattel sich klammernd, längs des Pferdes herabglitt, daß es nicht anders ausseh, als ob auf- und niederfliegend, das zierliche Köpfchen jeden Augenblick gegen den Boden oder unter die Hufe des stampfenden Renners geschleudert werden müsse.....

Gewiß ist die heroische Kühnheit, zu welcher sie anregt, ja zarte, gebrechliche Wesen aus dem weiblichen Geschlecht entflammt, auch das Poetische dieser Kunst, und die Poesie adelt das Gewöhnlichste. Hier aber bewegt sich das Leben außer dem Kreise des Gewöhnlichen, über dessen Grenzen es weit hinaus liegt. Wild und sturmbewegt, spottet es der Todesgefahr unter dem einzigen Gesetz der Grazie und Anmuth. Aller Heroismus hat etwas Erhabenes, auch wo wir seine Aeußerungen nach wahren Begriffen von moralischer Größe mißbilligen. Wer sollte also nicht er-

griffen sein bei dem Anblick so festen, unerschütterlichen Muthes, wenn er sieht, wie mit heiterm Lächeln der buntgeschmückte Reiter jede Minute in der größten Gefahr schwebt und unter den lockenden Tönen einer lustigen Musik unzählige Mal mit frecher Keckheit sein Leben einsetzt im gefährlichen Spiele!

Noch einmal hielt die Kleine an; rasch ließ sie den Sattel abschnallen und flog, wie der Wind, im vollen Sagen wieder vorwärts. Nun erschien die erste hoch gehaltene Barriere; sie setzte darüber weg. Dann die zweite, dann die dritte, und allmählig die vierte und fünfte, in Gestalt eines vom Mittelpunkt der Bahn auslaufenden ungleichen Kreuzes. Keck und sicher ward der fünffache Sprung vollführt. Nun wurden in geringen Zwischenräumen sämtliche Barrieren aneinander gerückt und noch höher gehalten als zuvor: herüber setzte sie, zu Aller Erstaunen, in einem Bogen von wenigstens zwanzig Fuß, und festen Fußes und in edler Haltung stand sie wieder da auf der unsichern glatten Rückenfläche des Pferdes, und Trompeten-

fanfaren, mit donnerndem Beifallkruf vermählt, erfüllten den weiten Raum. Sie aber hegte das schnellsüßige Roß mit aufgehobenen Armen, mit Fuß und Mund, und rief wie im bacchantischen Taumel: „Animo! Animo!“ Ihre Reitgerte pfiß durch die Luft, ihr Auge glühte, ihr Busen ging hoch, ihr aufgenesteltes langes Haar streifte im Vorüberfliegen an Säulen und Wänden; pfeilschnell durchslog das rasende Thier die Bahn mit der tollen Reiterin, und stampfte und schäumte und schnob nur mit der Spitze eines Fußes es berührend hing sie daran, die kleine Zauberin, wie ein schwebender, weißer Flor, wie ein fliegender Sommer

Ich aber sah schon längst nichts mehr; es stimmerte mir vor den Augen, ich konnte meiner Rührung nicht Herr werden. Und als die Kleine endlich in sich selbst zusammenbrach, auf das Pferd herabglitt und sich mit der Linken auf den Rücken desselben stützend, die Stellung des sterbenden Fechters einnahm — aber diesmal unwillkürlich, es war die erschöpfte Natur in ihrer Wahrheit — da war mir's, als hätte ich den Sinn verstanden

ihrer heroischen Anstrengungen; ein Klagelied war's das sie gesungen unter den jubelnden Trompetenstößen und dem Beifallsruf der jauchzenden Zuschauer. Und es schloß mit den verhallenden Worten: Wird Dein Herz groß? Groß und schwer? Es öffnet sich dem Andrang der Sehnsucht, und alle verflungenen Wünsche und alle Hoffnungen Deiner gläubigen Jugend voll Muth und Selbstvertrauen leben wieder auf in Deiner Brust, Du armes Menschenkind. Aber sieh, der Mensch ist und bleibt hienieden der Sklave des Körpers, des Lebens und seiner Verhältnisse, mag auch noch so sehr der Geist ringen und rufen: Freiheit! Freiheit!

Und „Bravo! Bravo!“ riefen die schönen Damen in seidnen Roben, und die Herren in Gallackleidern, und die andern in glänzenden Uniformen

Während der Dauer der indianischen Vorstellung hatte ich mich von Zeit zu Zeit eines Blickes nach jenem Jünglinge nicht erwehren können, welcher der Kleinen die Limonade gereicht. Von An-

fang bis zu Ende hatte er, den Kopf an eine Stützsäule gelehnt, regungslos wie eine Bildsäule da gestanden, die Reiterin unablässig mit den Augen verfolgend. Zu verschiedenen Malen war er von jungen Männern seiner Umgebung angerebet worden und mußte es wohl nicht bemerkt haben, da er nicht antwortete, sich nicht rührte. Dann auch schien es mir mitunter, als hätte er plötzlich die Farbe verändert; einmal erschrak ich über seine auffallende Blässe; es war Todtenblässe. Doch konnte dies Alles auch Täuschung sein und von der unsichern Beleuchtung herrühren; so viel aber ist gewiß, daß er erst dann, als die Kleine unter anhaltendem, rauschenden Beifall die höchst graziose Verbeugungen gemacht hatte, tief aufathmete und wieder aufzuleben schien. Er sank auf einen Sessel nieder und hielt die Hand vor die Augen, wie einer, der sich von einer erschöpfenden Anstrengung erholt.

— „Endlich,“ bemerkte lächelnd mein Nachbar zur Linken, „endlich hat Prinz Teodoro Ruhe und läßt sich nieder.“

— „Was,“ rief ich, „Dener dort wäre Prinz Theodor?“

— „Allerdings, mein Herr; wundert Sie das so sehr?“

— „In der That. Also der Du großer Gott, welche Blässe!“

— „Die Farbe der Liebe, Signor, die Farbe der Liebe. Er ist verliebt, bis über die Ohren verliebt in die kleine Gauklerin, per Dio!“

— „Ihr meint die liebliche Kleine?“

— „O Signorino, er findet sie noch bei weitem lieblicher als Ihr selbst, glaubt mir's; und der beste Beweis ist, daß er binnen vier Wochen sie heirathet, und Gemahlin und Frau Principessa genannt haben will.“

Bewundert sah ich meinen Nachbar an. Es war bei ihm kein Scherz. Ja, er fügte in allem Ernste einer vollen Ueberzeugung Mehreres hinzu, um zu beweisen, daß der Prinz unter diesen Umständen ganz recht thue die Thorheit zu begehen. Ich staunte mehr und mehr, denn es war nicht im

geringsten ironisch gemeint. Mein Nachbar war ein kleines dickes rundes Männlein, der von der Peripherie der Wohlbeleibtheit nach oben und nach unten hin spitz zulief; er trug einen weißgeblühten violetseidenen Kleidrock nach altem Schnitt, und hatte die größte Aehnlichkeit mit einem Osterei.

— „Wäre es möglich?“ fragte ich fast unwillkürlich.

— „Ja, ja, sehr möglich,“ entgegnete Zener; „Ihr glaubt's vielleicht nicht; aber ich sag' Euch, wenn der sich etwas in den Kopf gesteckt hat! . . . Ich kenne ihn.“

— „Ihr kennt ihn?“

— „War ich denn nicht früher wirklicher Obermundkoch in den fürstlichen Küchen? Und wurde ich nicht verjagt, in Folge einer bedenklichen Magenüberladung, welche sich Monsignor Ghiotto bei Beseitigung eines Gerichts Maccaroni unbedachtsam zuzog, das ich zubereitet?“

— „Und er sollte wirklich die Kleine . . .“

— „Ich sage Euch Maccaroni, wie Ihr ihn so schmachhaft vermuthlich noch nie gekostet. Köst-

liche Nudeln, vom besten Parmesaner, und zog . . .
zog . . ."

— „Und könnt Ihr mir Näheres sagen über die Kleine?“

— „Ich sage Euch: großer Herren Magenbeschwerde bekommt dem Koch in der Regel schlecht.“

— „Ich frage, ob Ihr mir nichts berichten könnt von der Kleinen?“

— „Von der Kleinen? O ja; sie ist hübsch zum Bezaubern, feck wie alle Teufel, rasch wie der Blitz und reitet wie ein Donnerwetter.“

— „Ich meine Näheres über ihre Verhältnisse, ihre Umstände, ihre Geburt.“

— „Darnach erkundigt Euch in neun oder zehn Monaten, Signor,“ antwortete der Narr.

Ich ließ mein Ofterei stehen und ließ mich von dem Gedränge, das sich nach dem Ausgange hin bewegte, mit fortziehen. In einem der Gänge unweit der Thür erblickte ich den jungen Helden Mofsa, mit dem ich während des Zwischenactes einige Worte gewechselt. „Signor Mofsa,“ rief ich ihm zu, in der Absicht etwas über Caval-

ca da zu erfahren, „Signor Moffa, das war ein genussreicher Abend.“

— „Sehr verbunden,“ antwortete er, mit freundlicher Kopfbewegung. „Freilich haben wir unser Möglichstes gethan, ein geneigtes Publikum zufrieden zu stellen, doch hatten wir mit einer unerträglichen Hitze zu kämpfen. Nichts destoweniger sind unsere Bemühungen mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden. Wir sind mit dem uns gespendeten Beifall zufrieden.“

— „Sagt mir doch, geehrter Herr und Künstler, wie und wann der Herr Direttore die Kleine Indianerin seiner vortrefflichen Truppe einverleibt. Das scheint mir eine gute Acquisition zu sein.“

— „Die Kleine ist allerdings so übel nicht. Doch hat man von jeher in unserer Kunst die Erfahrung gemacht, daß die Frauen bei weitem mehr Glück machen, als die Männer. Auch läßt sich es ganz gut erklären. Nicht sowohl ihrem Talent wird rauschender Beifall gezollt, als ihrer Schönheit oder Anmuth. Ja, ich stelle keck die Behauptung

tung auf, daß eine Reiterin gar kein Talent zu besitzen braucht, um Beifall einzuernten, wenn sie im kurzen Röckchen nur erträglich auf der Rosinante einher zu trippeln vermag, während wir Männer, so kunstgebildet wir auch sein mögen....“

— „Seit wann, sagtet Ihr vorhin, steht sie bei Eurer Gesellschaft.“

— „Seitdem wir hier sind, Signor. Wenigstens hat Keiner von uns vorher die geringste Ahnung von ihrem Dasein gehabt; ausgenommen, wie es scheint, der verrückte Meister Tren aus, der aus Liebe und Anhänglichkeit zum kleinen Dinge die Rolle ihres ersten Kammerdieners übernommen und bisher treulich durchgeführt hat.“

— „Wer aber ist sie? Woher? Wess Geistes Kind.“

— „Non so. Es ist ihr nicht beizukommen; eine kleine Prüde, die sich viel einbildet, die Schnippsische spielt und sich verhaßt macht; so viel weiß ich.“

— „Ihr steht mit ihr also nicht auf sehr freundschaftlichem Fuße?“

— „Keiner von uns. Als Primo uomo und mit einem nicht eben unangenehmen Aeußern begabt — ich bin nicht stolz darauf, es ist ein *Dono della natura*, — kann ich ohne Schmeichelei behaupten, daß ich gut stehe mit der schönen *Lelia* und nicht minder mit der *Signora Vecchiabella*. Ich wollte also auch ihr, der kleinen Närrin, mich hold zeigen: Signor, sie ließ mich schände ablaufen.“

— „Der *Direttore* scheint große Stücke auf sie zu halten.“

— „Ma e possibile.“

— „Und vom Publikum wird sie vergöttert.“

— „Was ist ein Publikum, Signor, was ist ein Publikum? Ich meine ein kunstgebildetes. Kenner giebt es überall im Publikum, aber das ist die geringere Zahl. Daher geize ich nimmermehr nach dem Applaus der großen Massen, und freue mich nur dann, wenn Wenige mir ihren Beifall zollen.“

— „Ich zweifle nicht, Signor *Moffa*, daß Ihr stets diese Freude genießen werdet.“

— „Siete molto cortese, signor. Ich will Euch das Geheimniß meiner Erfolge verrathen, und zwar mit den Worten meines berühmten Halbcollegen *Talma*, dem französischen Tragiker. „Wisset Ihr,“ sprach er einst zu einem Freunde, „warum ich alle meine Nebenbuhler besiege? Nicht weil ich stärker gebaut bin, nicht weil meine Fähigkeiten entwickelter sind; sondern weil ich mich selbst kenne; weil ich weiß was ich kann, weil ich leiste was ich vermag. Man verliert seine Kräfte, wenn man sie übersteigen will. Ich bin mir der meinen bewußt und genieße sie in ihrer ganzen Vollkommenheit.“

Gegen diese goldenen Worte, deren letztere Signor *Moffa* sich entfernend mir mit einer Kußhand zum Abschied zuwarf, hatte ich durchaus nichts einzuwenden, als leider dies Eine: daß Herr *Moffa* von allen seinen Nebenbuhlern vielleicht nicht Einen besiegte.

Als ich zum Bretterwerk hinaustrat, fuhr gerade der fürstliche Wagen davon, und nach allen Seiten verliefen sich die neugierigen Gaffer. Einer

blieb stehen und verfolgte eine Weile den Wagen mit aufmerksamem Blicke. Nicht weit davon, nahe an dem äußern Gerüst, welches mehrere Diener des Herrn Guerra auseinander zu legen und in das Innere des Circus zu tragen beschäftigt waren, bemerkte ich abermals Signor Moffa, der Senen nicht ohne Neugierde zu betrachten schien.

— „Wer ist der Mensch?“ fragte ich leise.

— „Auch so ein mysteriöser Hund von einer Christenseele,“ antwortete er, — „denn diesem Heiden zum Heile will ich glauben, daß er ein Christ ist, — von dem man nicht weiß, woher noch wohin, und der sich seit einigen Tagen mit Leib und Seele der Kleinen ergeben; der Neger Gobby ist's, ihr Diener, ihr Bote, ihr Stallknecht, kurz Alles was sie aus ihm machen will; aber auch ihr Argus, denn er bewacht sie unaufhörlich. Ob für eigne oder für fremde Rechnung, weiß der liebe Himmel; und dabei hat der Schust Gold im Sack. Ich trau' dem Burschen nicht und glaube, er spielt falsches Spiel.“

— „Warum mag er so sinnend nach dem Wagen blicken?“

— „Es ist des Prinzen Equipage und (hier bog sich Signor Moffa zu mir herüber und raunte mir in's Ohr) ich will wetten, die Kleine steckt drin. Nun denkt sich das Mohren Gesicht das feine dabei..... Ich auch.“

Behutsam näherten wir uns dem Mohren; die Bretterwand des Gerüstes, durch deren Fugen wir ihn bequem betrachten konnten, ohne von ihm bemerkt zu werden, verbarg uns vor seinen Augen. Er hatte sich in eine schlechte Pferddecke eingehüllt und war in auffallender Gemüthsbewegung; ein wahres Gerippe mit stark hervorstehenden Backen-
knochen und schwarzbrauner, fast grünlicher Gesichtsfarbe. Häßlich war es anzusehen, wie die dicken weißen Augen im Mondlicht aus dem dunkeln Antlitz hervorglögten. Wohl mochte er sich unbelauscht glauben, da er plötzlich eine alte verbrauchte Briestafche, und aus dieser ein briefähnliches Papier hervorholte, es entfaltete und

im hellen Mondschein durchlas. Dann hielt er inne, umfasste Kinn und Mund mit der linken Hand und versank in tiefes Nachdenken. Er brütete gewiß nichts Gutes.....

Wir schlichen uns leise davon.

Das ist ein sehr interessantes Stück, das ich hier
 mit Ihnen teilen möchte. Es handelt sich um
 eine Geschichte, die in der Vergangenheit
 sehr bekannt war. Die Handlung spielt
 sich in einer kleinen Stadt ab, die von
 einem Mann regiert wird, der sehr
 streng ist. Ein Tag, an dem der Mond
 hell war, sah er einen Mann, der
 durch den Hof ging. Er hielt ihn an
 und fragte ihn, was er dort mache.
 Der Mann antwortete, dass er nur
 spazieren gehe. Der Herr war
 sehr böse und ließ ihn gefesselt
 in den Kerker bringen. Am nächsten
 Tag wurde er freigelassen, aber
 er war sehr traurig. Er dachte
 viel nach und beschloss, dass er
 sein Leben ändern musste. Er
 arbeitete hart und wurde schließlich
 ein sehr reichlicher Mann. Er
 vergaß nie den Tag, an dem er
 gefangen genommen wurde, und
 er dachte immer daran, dass er
 sein Leben nicht anders hätte
 verbringen können.

Deutsche Kunstphilosophie.

Während ich langsam nach Hause schlenderte, über die verschiedenen Eindrücke nachdenkend, welche das eben beendete Schauspiel in meiner Seele erzeugt hatte, fiel mir Einzelnes aus den Betrachtungen meiner deutschen Aesthetiker wieder ein, das ich zu verbinden und nach eigener Betrachtungsweise zu ergänzen suchte. Ich glaube die Schulfische hatten mich angesteckt. Nun sag' mir's doch Einer, dachte ich, wie ist diese Kunst zu erklären, die uns in einem Gefühle erfreut, das alle Geisteskräfte aufregt und sich in dunkeln Vorstellungen verliert? Was kann das nur für ein Gefühl sein,

das weder aus einem rein physischen, noch unmittelbar aus einem rein geistigen Interesse entspringt, noch dadurch begreiflicher wird, daß wir es uns als ein gemischtes Gefühl denken? Vielleicht hatte der Bouterweckianer recht, wenn er behauptete: Es könne in der menschlichen Natur nichts anders sein, als das ursprüngliche, noch unzertheilte Urgefühl unsers Daseins, in welchem sich noch kein besonderes geistiges Interesse von dem andern, und selbst das geistige Interesse überhaupt noch nicht scharf von dem physischen geschieden hat; ein Gefühl, in welchem die menschliche Natur wie ein ungetheiltes Ganzes wirkt, indem sie ihrer selbst sich erfreut und der denkende Geist, der sich über die Animalität erhebt, doch noch keine andere Richtung nimmt, als geradezu auf dasjenige, was ihn erfreut, weil es unserer Natur in der Vereinigung aller ihrer Kräfte, ohne besondere Rücksicht auf Belehrung oder Besserung gemäß ist.

Das wäre eine ganz hübsche Erklärung, doch eine ungenügende, aus der sich übrigens vielleicht

gute Schlüsse ziehen ließen. Für mich liegt die beste in dem schauerlichen Spiele mit dem Tode, im Contrast des beständigen Lächelns mit der beständigen Lebensgefahr unter dem Zauber einer anregenden Musik und eines täuschenden Flitterschmucks. In diesem Gegensatz eben ist der Ursprung des seltsamen Doppelgefühls von Bewunderung und Mitleid, von Freud' und Weh zu suchen, womit uns solche Schauspiele erhebend und zugleich niederdrückend erfüllen. Und wird nicht schon der Anblick gepaarter Kraft und Ohnmacht, oder das zur glänzenden Anschauung gebrachte Bewußtsein menschlicher Unzulänglichkeit und menschlichen Glends, ohne weitere Beziehung, in jedem edlen Gemüthe einen hohen Grad von Rührung hervorbringen?

Einst, in einer ähnlichen Vorstellung, sah ich, wie ein hübscher junger Mensch von sechzehn bis siebzehn Jahren, aber unverkennbar noch ein Anfänger in der Kunst, im Rennen begriffen war, und sein Können erschöpft hatte, ohne seinem Herrn zu genügen. A Monsieur Théodore! ich höre es

noch: so war er angekündigt worden. Von der Mitte des Circus aus, wo der Director mit der langen Heßpeitsche in der Hand, im verjüngten Kreise dem Gallopp des Pferdes folgte, rief dieser im kochenden Ingrimm, mit gedämpfter Stimme, ihm zu: „Allez donc! Allez donc! Plus fort!.... Souriez donc, mine de damné!“ und mehrmals konnte ich deutlich von angedrohten Züchtigungen vernehmen, die nach der Vorstellung an dem Unglücklichen vollzogen werden sollten. Dabei wurde das Pferd durch kurze, straffe Peitschenhiebe beschleunigt, die weniger das Thier trafen als die Beine des Knaben; und der Knabe mußte tanzen, springen, lächeln. Nun mochte der arme Teufel sich wirklich noch allzu unsicher fühlen oder durch so unausgesetzte Haß eingeschüchtert sein, genug, der Tanz ging schlecht, die Sprünge mißlangen, das Lächeln war Muskelkrampf und durch die rothe Schminke schimmerte die blasse Todesangst hervor. Ehe wir es uns versahen, flog er vom Pferd und mit dem Kopf gegen das Logengeländer, daß die Damen dahinter einen entsetzlichen Schrei aus-

stießen. Er ward besinnungslos fortgetragen. Das bißchen Blut an den Brettern konnte unvermerkt weggewischt werden. Ein anderer Jüngling erschien, grüßte zierlich, schwang sich lächelnd auf das Roß und setzte mit großer Gewandtheit die Künste seines verunglückten Vorgängers fort. Aber die Aufregung im Publikum war zu groß, es ließ sich nicht sogleich die gehörige Ruhe wieder gewinnen, auch war man um den Knaben besorgt und wollte zuvor über seinen Zustand sich beruhigt wissen. Es war eine peinliche Pause. Endlich trat der Director wieder hervor, hinter ihm der Jüngling mit verbundenem Kopfe und auf zwei Kameraden gestützt. „Monsieur Théodore,“ sagte Ersterer mit lauter Stimme, „à l'honneur de faire ses excuses au public,“ worauf Jener, so gut es ging, eine Verneigung gegen das Publikum machte, und dann mehr fortgeschleppt wurde als abging.

Und das Alles um den Beifall einer oft unverständigen Menge zu erhaschen. Du armes Menschengeschlecht! —

Mittlerweile hatten mich meine Betrachtungen

bis an das Kaffee della Coronella geführt, das Eckhaus, welches nach der Via Ferdinand i einbiegt, als ich plötzlich meine beiden Herren Nachbarn gewährte, die langsam vor mir herschleuderten. Ich ließ im Schritte nach und hielt mich in ihrer Nähe. Sie disputirten und suchten in einer Umwandlung von humoristischer Laune mit großem Ernst sich selbst zu persifliren. So wenigstens schien es mir.

— „Ich sage Ihnen,“ sprach der Eine, „ihre Stellungen waren wunderschön.“

— „Damit ist gar nichts gesagt,“ entgegnete der Andere.

— „Wie so, nichts gesagt?“

— „Wie gesagt: nichts gesagt.“

— „Wie, wenn ein Meisterwerk der schönen Kunst, ein Werk, über dessen Werth die Stimme der Kenner seit Jahrhunderten entschieden hat, zum Beispiel die Statue des vaticanischen Apoll, oder ein Gemälde von Rafael, oder ein Trauerspiel von Zimmermann, oder eine als lebendes Kunstwerk erscheinende Cavalcada unsere Aufmerksamkeit fesselt,

und wir sagen: „Diese Werke sind schön, diese Werke gefallen uns,“ so wäre damit nichts gesagt? Ich aber sage Ihnen, Herr Nachbar: „diese Werke gefallen uns,“ kann man sagen. Ich habe es schon oft gesagt.“

— „Diese Werke gefallen uns,“ kann man sagen; allerdings; das ist eine individuelle Ansicht. Aber was ist damit gesagt? Denn daß das Schöne gefällt, hat noch Niemand bezweifelt. Aber wie unendlich Vieles kann uns gefallen, das darum noch nicht schön ist!“

— „Was verlangen Sie denn aber, daß ich darüber sagen soll, wenn mir darum zu thun ist, in aller Kürze den Eindruck anzudeuten, von welchem meine Seele beim Anschauen solcher Kunstwerke bewegt wird, wenn ich weiter nichts will, als mein Wohlgefallen an denselben ausdrücken?“

— „Sie sollen sich aber von dem niedern Standpunkt gewöhnlicher Begeisterung erheben zur Höhe einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise. Sie sollen Ihren Gegenstand durchdringen und nicht sich durchdringen lassen. „Dies Werk gefällt

uns," also kann man sagen. Gut. Damit ist nämlich noch nichts gesagt. Es gefällt uns „auf eine geistige Art" kann man hinzusetzen. Besser. Damit wäre schon etwas gewonnen. Wir erfreuen uns nämlich unsers geistigen Daseins im Gefühle des Schönen. „O dies ist schön!" kann die Begeisterung ausrufen. Aber wir sind dennoch um kein Haar breit weiter gekommen. Wir dringen nicht ein, sondern haften an der Oberfläche. Es ist also nichts damit gesagt."

— „So bitte ich denn, Herr Nachbar, sagen Sie etwas darüber."

— „Wohlan. Auf die Construction der Kunstformen will ich nicht zurückkommen, um nicht allzuweit auszuholen; das Schema der Kunst nach der Form des Quadrats, als der Form der Selbstgleichheit, der vollendeten, realen Bildung also, setzte ich bei Ihnen als bekannt voraus. Gut. — Nach den ewigen Bildungsgesetzen des Absoluten, welche jede Zweierheit und Entgegensetzung von Elementen zur Einheit eines Dritten, Höheren, zurückbilden, treten die Plastik, die Kunst

der Anschauung, verstehen Sie wohl, und die Musik, die Kunst der Empfindung, zur Eintracht wieder zusammen, so daß die Musik zur Plastik zurückfließt. Weil aber nur der Mensch, das harmonische Centrum des Universums, es sei zu Pferd oder zu Fuß, des Absoluten fähig ist, und die Kunst selbst das Absolute auf menschliche, individuelle Weise darstellt, so kann der Vereinigungspunkt der Plastik und Musik nur in den Menschen fallen und vom Menschen ausgehen in der realen Orchestik, d. h. der höhern Tanzkunst und Mimik, es sei auf dem glatten Boden der Bühne oder dem rauhern Rücken des ungesattelten Pferdes. Verstanden?"

— „Ja wohl, ja wohl, Herr Nachbar, oder auf dem rauhern des ungesattelten Pferdes.“

— „Somit, sehen Sie wohl, wäre Ihrem Wunsche gemäß, und zwar auf dem Wege der philosophischen Aesthetik, der Kunstreiterei und selbst der Seiltänzerei eine Stelle angewiesen in der Reihe der schönen Künste. Gut. Wie aber nun verhält sich das Wesen dieser Kunst zur Darstellung der

Schönheit in der Wesenheit oder Anschauung als Sein? — Damit wir nämlich ein kunstgerechtes Urtheil über solche Darstellung zu begründen, den richtigen wissenschaftlichen Standpunkt gewinnen. Denn mit der apodiktischen Behauptung: „Das Werk ist schön,“ oder: „Dies Bild gefällt mir,“ ist, wie gesagt, gar nichts gesagt. Das ist klar. Fahren wir also fort in unserer Untersuchung. Also: in der höhern Reitkunst erscheint die Eintracht des Plastischen und Musikalischen ja wie soll ich sagen ja, als unmittelbares, objectives Leben des von Empfindung durchdrungenen und beseelten menschlichen Körpers in der Harmonie seiner Wesenheit und Eigenheit, und auf der Unterlage eines im Kreislauf begriffenen wohl dressirten Pferdes. Folgen Sie mir wohl.“

— „Ja wohl, ja wohl, Herr Nachbar; eines im Kreislauf begriffenen wohl dressirten Pferdes.“

— „Ich glaube mich mit Glück ausgedrückt zu haben. Hören Sie weiter. Eben darum aber auch ist die Kunstreiterei an sich stumm und gleichsam bewusstlos bildend, weil sie das unmittelbare,

ohne unser Bewußtsein und unsere Freiheit gesetzte Leben des Menschen in der realen Eintracht seiner Natur zur Erscheinung bringt. Und so macht denn die Orchestik überhaupt, d. h. zu Pferd und zu Fuß, den Uebergang zur höhern, absoluten Durchdringung des Plastischen und Musikkalischen in der idealen rein absoluten Einheit seines Wesens, im freibildenden Geiste, der sich mit Bewußtsein und Freiheit in das Ewige zurückbildet, nachdem die Göttlichkeit aus der Plastik durch die Musik in das Gemüth des Menschen herabgestiegen ist. Verstanden?"

— „Dies, Herr Nachbar, ist mir, ich muß es gestehen, nicht ganz klar geworden.“

— „Nicht klar? Nun denn, so muß ich zu einer populairern Erklärungsweise greifen. Also: — Wesenheit oder Vielheit kann, als ein Objectives, selbst wieder nur durch den objectiven Sinn, die Anschauung, aufgefaßt werden; Eigenheit aber, so wie alles Ideale und Subjective, nur durch den innern Sinn, die Empfindung, die Anfindung, innerliche Wahrnehmung. Denn in der Wesenheit

wird ein unmittelbares, an sich seiendes, also im Gegensatz gegen das ideale, anschauende Vermögen, ein objectives und äußerliches gesetzt, welches, als ein schlechthin durch sich selbst und an sich selbst gesetztes, nur in den unmittelbarsten und reellsten Sinn, in das Anschauen fällt. Verstanden?"

— „Nunmehr kein Wort, Herr Nachbar.“

— „Das glaub' ich. Denn die Tiefe, sehen Sie wohl, liegt nicht auf der Oberfläche. Ich selber bin noch nicht ganz im Klaren über den Sinn dieser inhaltsschweren Worte. Indessen richtig ist der Satz; denn er rührt her von einem unferer größten Philosophen, mit dessen Ansichten die meinigen vollkommen übereinstimmen.“

Die erste Zusammenkunft.

Es war bald allgemeines Stadtgespräch geworden, daß Prinz Teodoro mit der reizenden kleinen Zauberin ein Liebesverhältniß eingeleitet. Jeder Tag brachte Neues zu Markt, wahr oder unwahr, gleichviel; es ging von Haus zu Haus, es ging von Mund zu Mund und wurde mit beliebigen Zusätzen und Variationen weiter gefördert. Denn Klatschereien müßiger Geschwätzigkeit, die, ohne es zu wollen, gern in tückische Verläumdung auszuarten pflegt, ist sowohl in großen, als in kleinen Städten zu Hause; wie denn jede große Stadt ihrer gesegneten Anzahl Kleinstädter sich jederzeit

zu rühmen hat. Gibt es für Müßiggänger aus den höhern und niedern Ständen wohl eine angenehmere Beschäftigung als Neuigkeitskrämerei, und einen köstlichen Fund als eine Fraubasengeschichte, in welcher Menschen von ungewöhnlichem Schrot und Korn betheilt sind, und die lange vorzuhaltten verspricht? Einen solchen Bissen darf man nicht ungenossen vorübergehen lassen, jedweder glaubt sich nach besten Kräften daran gütlich thun zu müssen und findet darin ein herrliches Mittel

Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit.

Und kommt nun noch von Seiten der Frauen ein wenig Neid oder gar Eifersucht hinzu, so kennen die Vermuthungen und Voraussetzungen der erfinderischen Nächstenliebe vollends keine Grenzen, und die meisterhafte Tactik des langen ausgehungerten Singmeisters Basilio findet in ihrer weitesten Ausdehnung eine meisterhafte Anwendung. Daß bei solcher Gelegenheit diejenigen des schönen Geschlechts, denen es am meisten zukäme bescheiden zu schweigen, gerade die sind, welche am meisten

über Verächtung der Sitte ausschreien, ist hier wie überall bekannt.

Der vorliegende Fall übrigens mußte um so größeres Aufsehen erregen, da der Prinz aus seiner Liebe, ja, was bedenklicher war, aus Aeußerungen, die auf ernstere Absichten schließen ließen, als eine vorübergehende Neigung nach sich zu ziehen pflegt, durchaus kein Hehl machen zu wollen schien, und man stuzte allgemein über die scheinbare Sorglosigkeit des strengen Oheims in so dringender Gefahr.

Wie gesagt, die prinzliche Thorheit war, wie alle Thorheiten hoher Standespersonen sehr schnell bekannt worden; Anfangs wurde sie schlichtweg erzählt, dann commentirt und endlich bitter getadelt. Der Adel fand, mit Recht, daß der Prinz rücksichtslos Stand und Würde bei Seite setze, Demokraten erblickten darin eine erfreuliche Concession, dem Zeitgeiste dargebracht, ein Hinneigen zum Republikanismus, oder doch zur gemäßigten Volksparthei. Viele der hohen Damen Livorno's konnten es nicht im entferntesten begreifen, wie sich

der sonst liebenswürdige und gebildete Prinz von einer Sattelprinzessin, oder Steigbügelprimadonna und Trampolinspringerin hatte fangen lassen können; die jungen Cavaliere begriffen es schon besser, und die Stallknechte des Signor Guerra gestanden, mit einer gewissen grandiosen Ruhe den Ausgang der Begebenheiten erwartend und den Knebelbart zuspitzend, daß eine etwaige Verbindung ihres Hauses mit dem Hause derer San-Luca ihrer Ehre schmeichle, und meinten, daß der Director gewiß nicht anstehen werde, ein solches Ereigniß für ein glückliches zu betrachten. Andere sannnen bereits mit großem Ernst über Förderung, Titel, Adelsdiplom und Wappen nach; bei der Truppe wurde die Kleine nicht anders als Principessa genannt. Auch hielt sich jede gute Bürgersfrau Livorno's, so gering sie auch sein mochte, für verpflichtet, wie Geschworne in der Jury ihr Gutachten darüber abzugeben. Von vielen wurde die Kleine laut verachtet und heimlich beneidet; besonders aber war man geschäftig zu erforschen ob nicht, wie eine andere Version meinte, die Kleine wirklich ein Neben-

sproßling des Prinzen selbst sei, dessen er sich nunmehr väterlich anzunehmen gedente u. s. w.

Der Prinz vernahm Alles und ließ Niemanden hängen, sondern das Geschwätz seinen Gang gehen; ihm fiel höchstens der Marquis von Glüse ein, der (nach Bourrit) von der Stadt nichts besaß, als das sonderbare Recht, alle Zungen des großen Viehs, das dort geschlachtet ward, für sich zu behalten. Er aber ließ den Zungen ihren freien Lauf, und begnügte sich damit glücklich zu sein und selig zu genießen. Liebesglück erzeugt wunderbare Milde.

Uebrigens war diese Liebe auf eine seltsame aber sehr erklärliche Weise entstanden. Liebeshändel und Liebeleien hatte der Prinz vollauf gehabt, geliebt nie. Vor Langeweile und innerer Leere vergehend, erdrückt von der verhassten Last leerer Förmlichkeiten und von den ihn umgebenden pflichtmäßigst freundlichen Larven angeekelt, war er ein arger Skeptiker geworden in Sachen des Gefühls. Er wollte sich kindlichem Glauben hingeben und glaubte nicht; er wollte lieben und konnte nicht; jede dargebotene Freude betastete und untersuchte er

bevor er sie genoß, jeden Menschen blickte er mit prüfendem Auge an, und hatte auf diese Weise, aus Furcht, von der gleißenden Hinterlist falscher Freunde und von lächelnden Weibertücken hintergangen zu werden, sein Herz verschlossen und mit einer Brustwehr von Vorsicht und Mißtrauen systematisch umbaut. Diese Klugheit des reifern Alters in einem Jüngling voll Blut und Sehnsucht aber zerfloß, das Gebäude mehrerer Jahre stürzte zusammen vor dem einzigen Blick eines Kindes.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich.

Jung, naiv und anmüthig, wie sie war, umflossen vom fantastischen Schimmer ihrer seltenen Kunstfertigkeit, unwissend in vielen Stücken, namentlich in Allem was zum Katechismus der vornehmen Welt gehört, verschönt selbst durch die Mängel ihrer Bildung oder vielmehr durch die Aeußerungen einer ungewöhnlichen Erziehung, mußte Cavalcada dem Jünglinge in seiner Ueberfättigung eine pikante, reizende Erscheinung sein; ein herrlicher Gegensatz zu seinem bisherigen Leben. Anfangs betrachtete er sie daher als ein Spielzeug,

als eine Puppe, die seinem Gedankenlauf eine andere Richtung geben sollte, und an der sich für einige Zeit am besten seine Langeweile abwehren konnte. Die Puppe wollte er diesmal aber selbst erobern, in eigener Person erbeuten.

Ja, dachte er vor sich hin lächelnd, ich selbst und kein Anderer. Ich bin es müde durch Botschaften zu lieben und Liebeserklärungen zu machen; ich will mein eigener Botschafter sein. Es ist widerwärtig gleich bei der ersten Zusammenkunft Alles so gut wie abgemacht zu sehen; die Festung ergibt sich, man braucht nur die Schlüssel in Empfang zu nehmen. Ist das Liebe?.... Und diese Bereitwilligkeit, woher rührt sie? Diese Siege, mit welchen Waffen wurden sie erkämpft?.... Ein kostbarer türkischer Shawl, ein Schmuckkästchen, ein Juwel....., wenn nicht etwa die glänzende Uniform eines Ordmanzoffiziers schon hinreichte. D psui über diese Waffen, über diese Siege, über diese Besiegten!

Diesmal also war Theodor fest entschlossen in eigener Person und durch eigne Persönlichkeit zu

wirken; er allein wollte Alles wagen, Alles leiten und Liebe für Liebe eintauschen; nicht Liebe für den Prinzen Theodor, sondern für den Menschen Theodor. Jener hatte vollauf, dieser dürstete. Wie sehr er sich von dieser Seite aber als Neuling zeigte, werden wir bald zu bemerken Gelegenheit haben.

Den ersten Tag erwartete er die Kleine in der Nähe des Gasthofes; es war um die Zeit, da sie sich nach dem Circus begeben sollte. Am Thore hielt ein Alter mit zwei Handpferden; es war der gute Trenäus. Theodor wollte diesen anreden und gewissermaßen Bekanntschaft mit ihm anknüpfen; aber es ging nicht, er hatte nicht den Muth. Die Kleine erschien; schnell sprang er hervor und drückte ihr verstohlen ein Billet in die Hand, das heißt, er wollte das thun; aber es ging noch weniger. Eine solche Beklemmung kam über ihn, daß er seiner nicht mächtig war; und die Kleine war schon die Hälfte der Straße hinuntergeritten, als er noch da stand mit der Hand in der Tasche und der Liebeserklärung in der Hand.

„Bestia! Bestione!“ rief er ergrimmt sich selbst zu auf dem Heimwege; „Bestia! Bestione!“ rief ihm als Echo sein Papagei zurück, als er, auf der Ottomane sich hin- und herwerfend, seinen Unstern und seine Schüchternheit verwünschte.

— „Und dies Schreiben,“ seufzte er, „dies Schreiben, so voll glücklicher Bilder und zarter Anspielungen, so tief durchdacht, so hübsch gestellt, so sauber geschrieben, wann wird sie es nun, ja wird sie es überhaupt je erhalten? Jetzt hätte sie es in Händen, jetzt läse sie es, jetzt liebte sie mich, sie wäre entzückt“

Möglich sprang er auf, riß das Papier auseinander, und las mit lauter Stimme, in etwas theatralischer Stellung, wie folgt:

„An die Einzige!“

„Wer ist, o Himmel! die, der du die das
 „Herz bezaubernde Macht verliehst, die Macht der
 „Schönheit und Anmuth, von welcher unwider-
 „stehlich bezwungen werden Alle, so sie sehen!

„Ist es des Trion und der Here Nebelgebild, oder
 „des Zeus und der Nephelē Tochter, die holdbeste
 „der Kentaurinnen? . . . D dann würde ja ihrer,
 „und nicht der Dmphae, nicht der Dejanaira Ge-
 „walt sich gebeugt haben der gewaltige Herakles. —
 „Ist's die arkadische Schöne, Atalante des Na-
 „mens, des Lasos und der Klymene Tochter, die
 „im Kampfe gegen den kalydonischen Eber den
 „ersten Wurf selbigem beibrachte? . . . Nein, nicht
 „sehe ich den Kopf, den grimmigen, noch die Haut,
 „die struppige, des wilden, des borst'gen Gethüms,
 „so Meleagros ihr schenkte. Nicht sie ist's, o
 „Sterblicher! Nenn' eine Andere, Hippiaarchin wie
 „Erstere, wie Letztere keck und gewandt in Hand-
 „habung tödtlicher Pfeile; muthig, verwegen noch
 „mehr als Gene so du genannt, und mehr noch
 „als so du genannt, reizend und lieblich und
 „mild“

„Ja, richtig benannt' ich sie; nicht die arka-
 „dische nur, die böotische ist's, des Schöneus hold-
 „selige Tochter, durch Schönheit und Schnelle be-
 „rühmt, Atalante. Als, aufgefordert, den Trieben

„des Herzens zu folgen, den Anträgen der Un-
 „zahl schmachtender Freier Gehör sie gab, da machte,
 „nicht ahnend die Wonnen der Liebe, Jedwedem
 „zur harten Bedingung sie den gefährlichen Wett-
 „lauf. Ohne Waffen mußte er voraus ihr eilen,
 „sie folgte bewaffnet. Erreichte er das Ziel vor
 „ihr nicht, Weh ihm! sie steckte, ihr hört es, o
 „Götter, vom Kumpfe getrennt an den Pfahl,
 „den unseligen, das blutende Haupt. Viele der
 „Edlen fanden den Tod. Einer nur, glücklicher
 „Sterblicher! einer von Aphroditen begünstigt, Hip-
 „pomenes, siegte durch List. Goldene Aepfel warf
 „er im Laufe zur Linken, zur Rechten. Keck hob
 „sie sie auf, wie sie fielen und spielte im Rennen;
 „dadurch gewann er den Vorsprung, erreichte das
 „Ziel und die sel'ge Umarmung.“

„D aller Kecken und Schönen und Schnellen,
 „Du Keckste, Du Schönste, Du Schnellste, laß
 „einst den Wettlauf bestehend, mich Dein Hippo-
 „menes sein!“

„Bestia! Bestione!“ rief abermals schnarrend
 der Papagei, und Theodor mußte laut auflachen.

Im ersten Augenblick der Begeisterung, da er diese mythologische Liebeserklärung niederschrieb, hatte der Prinz sie entzückend gefunden; jetzt aber wollte es ihm vorkommen, als ob sie einigermaßen schwülstig genannt werden dürfte. Er zerriß daher das unbenutzte Meisterstück und sann auf ein anderes minder allegorisches. Gut war es; denn ohne die Hülfe eines Conversationslexikons würde die moderne Atalante wohl kein Wort davon verstanden haben, und es ist mit gutem Grunde vorauszusetzen, daß wenn Meister Trenäus irgend einen Band dieses vortrefflichen Werks bei sich führte, es kein anderer sein konnte als Litera F oder P, je nachdem seine Kunst darin rubricirt stehen mag.

Am folgenden Tage um dieselbe Zeit, stand Prinz Theodor auf demselben Fleck in der Nähe des Gasthofes, aber diesmal fest entschlossen, sein Vorhaben auszuführen. Wer darum gewußt und ihn dort gesehen hätte, würde auch nicht einen Augenblick am Gelingen gezweifelt haben. Er selbst aber zweifelte noch was Weniges, und redete sich Muth ein. Wie ein Berschworner stand er da,

äußerlich ruhig, innerlich bewegt. Die Kleine erschien; er stürzte auf sie zu, steckte ihr das Billet in die Hand und entfloh..... Sein erstes Wagstück der Art war geglückt. In größter Gemüthsbewegung war er in den Garten des Gasthofes gerathen; es dunkelte, und wer ihn bemerkt hätte, wie er sich längs der Gartenmauer wegschlich und von Zeit zu Zeit verstohlen umsah, der würde ihn mindestens für einen Obstdieb gehalten haben.

Zu verschiedenen Malen schon hatte Theodor auf diese Weise die Rolle des eigenen Briefträgers gespielt, und wo möglich mit zunehmender Herzhaftigkeit, dennoch ohne des geringsten Erfolgs sich erfreuen zu dürfen; denn seine Briefe blieben unbeantwortet, mithin unbeachtet, und diese Gleichgültigkeit stachelte seine Leidenschaft in dem Grade, als sie seine Eitelkeit kränkte.

Doch, er wußte nicht wie sehr Cavalcada noch Kind war. Kinder, und namentlich Kinder weiblichen Geschlechts, reizt das Glänzende; vollends

wenn sie, wie das hier der Fall sein mußte, durch Erziehung, Stand und Umgebung auf Schätzung äußerlichen Prunkes hingewiesen werden; und die Kleine war weit entfernt, unter der schlichten bürgerlichen Kleidung des unbekanntem Verehrers einen hohen Herrn zu vermuthen; sie ahnte nicht, daß die saubern Brieflein, die ihr bald in den Gängen der Reithahn, bald unter dem Zelte der Via grande, oder auch unter den blühenden Drangen des Gasthofs del Giardino verstoßen zugesteckt wurden, von einem Prinzen herrühren könnten, von einem Prinzen so jung und schön, so reich und glänzend als nur irgend einer der ihr aus den Feenmärchen bekannt gewordenen fürstlichen Jünglinge. Schwelgend in dem ihr aufgehenden Leben voll lächelnder Jugendträume, mit bunten Bändern, mit Flimmer und Flittergold angethan und trunken vom Weihrauch der Bewunderung und vom Beifall, der ihr gespendet ward, überall, wo sie sich zeigte, konnte sie wenig achten auf die Liebesbetheurungen eines Einzelnen, den sie für nichts Besseres halten mochte als für einen armen Studio, etwa einen Medica-

stronzolo der Sienaer Universität. Dann waren ihr überhaupt Briefe, selbst die glühendsten Liebesbriefe, unausstehlich; auch las sie nicht einen einzigen, schon aus dem guten Grunde (jener Engländer hätte also seine Bette verloren), weil sie nicht lesen konnte.

In diesem abentheuerlichen Leben voll Hoffnung, voll Angst und Sehnsucht, lag für Theodor ein so unaussprechlicher Reiz, daß es ihn nicht verdroß, volle acht Tage in seiner Verkleidung der Kleinen zu folgen, überall wo sie zu erblicken war; ja, er wagte es, auf einem schlechten Gaule sich in der Nähe der Truppe zu halten, wenn diese zur Schau oder zum Vergnügen ausritt. Das erste Gefühl, das ihn peinlich berührte, war Eifersucht; die Möglichkeit, daß ihm ein elender Geselle der Truppe selbst vorgezogen werden könnte, ja, daß das liebe Kind einem der Gaukler angehören möchte und gehorchen müßte, konnte ihn zur Verzweiflung bringen. Signor Mofsa war ihm vor Allen ein Dorn im Auge; auch nannte er den schönen jungen Mann nicht anders als den unausstehlichen, eitlen

Gect. Aber war sie nun auch elternlos, die Kleine, hatte nicht Signor Guerra, in dessen Dienst sie stand, um so unbeschränktere Gewalt über sie? War er nicht ihr Herr und Beschützer? Musste sie nicht gehorchen? Und wozu möchte der, seines Vortheils wegen, sie wohl nicht zwingen wollen! Solche Gedanken quälten den armen Theodor gewaltig; so daß aus diesem ersten Gefühl der Besorgniß sehr bald ein zweites entsprungen war, das des Mitleids, welches unter Umständen bekanntlich sehr leicht in ein zärtlicheres sich verwandeln kann. Theodor nahm sich vor in möglichster Verborgenheit noch volle acht Tage die Kleine zu beobachten, ihr Verhalten zu prüfen, ihre Gesinnung zu erforschen. Noch ehe diese acht Tage verflossen waren, hatte sich die glühendste Leidenschaft seiner bemächtigt.

Und nun beschloß er auch zu zeigen, was er war, ein Fürst. Zu wiederholten Malen fuhr er in einem Bierspanner, oder ritt, von glänzender Dienerschaft oder von seinen Leibjägern begleitet, auf einem feurigen Rappen am Gaslhofe vorbei.

Abends wiegten die sanftesten Sere-naden das Mädchen seines Herzens in süßen Schlummer; morgens wurde es aus dem Schlaf geweckt durch das Echo verhallender Waldhornaccorde. Und bald hörte die Kleine nichts anders als: „Das ist der Prinz, hier geht der Prinz, dort fährt der Prinz, das that der Prinz; sei klug und handle klug; sage Dies, verlange Jenes, denn der Prinz liebt Dich, für Dich thut's der Prinz.“

Anfangs stutze das unerfahrene Kind; bald aber wußte es sich vor Freude kaum mehr zu halten. „Ein Prinz! ein Prinz!“ jauchzte sie auf, „ich einen Prinzen lieben? er mich? Um Alles in der Welt, wie mag das nur zugehen!“ Und dabei sprang und tanzte sie vor Lust und Ungeduld.

Einen Vater oder eine Mutter mochte sie wohl nicht bei der Truppe haben; denn es geschah eines Abends, daß ein schöner, vergoldeter Wagen sie nach des Fürsten Palats brachte.

Angst und Freude hatten sich ihrer bemächtigt; ihr Herz klopfte gewaltig, mit ihrem Köpfchen ging es um und um. Unterwegs träumte

sie über die bevorstehende Erscheinung. Ein prachtvoller Saal darin Alles von Gold und Silber auf goldnem Throne er, mit Scharlachmantel, Krone und Scepter, wie sie Fürsten wohl auf der Bühne oder auf Bildern abconterseit gesehen hatte; oder auch in glänzender Ritterkleidung, und wenigstens so schön, wo nicht schöner als Signor Guerra, der oft als König paradirte, aber mit den Zügeln seiner Kasse zugleich leider auch die Zügel der Regierung ablegen mußte. Gegen die Scheinkönige und Coulißenhelden, die sie Anfangs geblendet hatten, war sie gleichgültig geworden; doch Teneo war ein wirklicher Prinz, ein wahrhaftiger, leibhafter Prinz, und liebte sie. Immer gewaltiger pochte ihr Herzchen.

Wer aber schildert die Ueberraschung, als sie bei ihrem Eintritt weder Thron, noch Krone, noch Scepter sah, sondern einen schwarzgekleideten jungen Mann, mit blassen Wangen, mit langem Seidenhaar, melancholischem Blick und niedergeschlagenem Ansehen! Sie erschrak; und nicht viel hätte gefehlt, so wäre sie mit einem Schrei des Entsetzens wieder

zur Thür hinausgesprungen und nach Hause gelaufen. „Ach Gott!“ seufzte sie nach einigen Minuten, „das ist ja kein Prinz, das ist ein Mensch.“

— „Gewiß, ein Mensch,“ sprach Theodor mit sanfter, fast zitternder Stimme, „und ein Mensch glücklicher als alle Fürsten der Erde, die Dich nicht sahen, holdseliges Mädchen.“

Die Kleine erröthete lächelnd, sah sich etwas verlegen im Saale um und sprach: — „Als meine gute Amme, Mirza die Calabreserin, mir die schönen Geschichten aus früheren Zeiten erzählte, die ich so gern hörte und worin so viele treffliche Prinzen und Königsöhne vorkamen, da beschrieb sie mir ihre Tracht und sagte, daß Alle, die da wirkliche Fürstenöhne seien, wie Jene in Krystallschlössern wohnten und nicht anders gingen, als Jene. Wo aber, mein Prinz, ist Euer goldner Thron? Wo Euer dunkler sternbesäter Mantel? Wo die Juwelenkronen, die Eurer Stirne fehlt? Oder seid Ihr wohl gar kein wirklicher Prinz?“

— „Mein Thron, o holdes Kind,“ antwortete Theodor, „ist der Schemel, den Dein Fuß berührt; meine Krone bist Du; meinen Mantel aber, sternbesäet, breitete ich aus am Himmelsdome zwischen Tag und Erde, auf daß die verschwiegene Nacht Deine Schönheit umhülle und mein Glück.“

Bei diesen Worten nahm er das liebliche Kind bei der Hand, und führte es sanft zu einer Thüre, die er öffnete. Ein Lichtstrom floß ihnen von tausend Kerzen und Kronleuchtern blendend entgegen; inmitten der Rückwand des großen glänzenden Saals stand auf einer Estrade ein erhöhter Divan von golddurchwirktem Sammt. Der Prinz führte die staunende Kleine an der Hand die Stufen hinan auf den Sitz. „Von nun an,“ sprach er leise, „bist Du Fürstin an diesem Orte, und ich Dein Knecht.“ Dann nahm er auf der untersten Stufe zu ihren Füßen Platz. Auf einen Wink mit einem weißen Tuche zum Altan hinaus, ließ sich aus dem nahen Walde eine schmelzende Harmoniemusik

vernehmen, deren schwellende Accorde, von der
Stille der Nacht getragen, tief in das bewegte
Herz drangen und zu weichen, zärtlichen Gefühlen
einluden

Neues Leben.

„Ach Gott!“ hatte bei Theodor's Anblick Cavalcada ausgerufen: „das ist ja kein Prinz, das ist ein Mensch!“

Nicht lange aber, und sie liebte ihn innig, diesen Menschen, der bald ihr ganzes Leben ausfüllte. Und wer beschreibt seine Seligkeit? Wie einen Engel, der ihm vom Himmel herabgesendet wurde, empfing er sie, wenn sie Abends erschien; sanft nahm er ihr Spadella und Refilla ab und entzog die kleinen zierlichen Füßchen der engen Haft; er war im vollen Sinne des Worts ihr Diener und wollte keinem Andern so süßen Dienst gönnen.

Wenn sie spät Nachts in einer Sänfte von fürstlichen Lakaien nach Hause getragen wurde, folgte er in einem Mantel gehüllt den Trägern bis zum Gasthose, und kehrte dann mit einem seiner Kammerdiener nach dem Schloß zurück. An den Tagen wo Cavalcada im Circus agiren sollte, sah man ihn in dem Augenblick ihres Auftretens in seiner Loge erscheinen und mit ihrem Abschiedsgruß verschwinden. So vergingen fünf Wochen in dem seligsten Taumel.

Daß diese Angelegenheit fortwährend Gegenstand des Stadtgesprächs war, läßt sich denken. Es urtheilte ein Jeder und ganz besonders eine Jede nach eigener größerer oder geringerer Dosis von Tugendhaftigkeit und Vernunft, wie das unter solchen Umständen gewöhnlich der Fall ist. Daß der Prinz, indessen nicht vorsichtiger zu Werke ging und nicht wenigstens den Schein zu retten suchte, war unbegreiflich, und zugleich auch unverantwortlich in seiner Stellung, indem es ihm ein Leichtes gewesen wäre, Aergerniß zu vermeiden, gerechten Vorwürfen zu entgehen und über den gewöhnlichen

Tadel der Lästertunge sich hinwegzusetzen; doch schien er jede höhere Rücksicht zu vergessen. Der erste und treffendste Vorwurf, der ihm gemacht wurde, betraf seine Verletzung aller Sitte und aller herkömmlichen Formen; alsdann seine Gleichgültigkeit hinsichtlich des Standes seiner Maitresse. Ja, wäre sie nur vom Adel gewesen, oder hätte nur irgend ein Vorzug die Neigung des Prinzen gerechtfertigt! Warum sie nicht aus ihren jetzigen Verhältnissen herausreißen? Warum sie nicht auf eine anständige Weise placiren? Warum nicht für eine gehörige Erziehung der Kleinen sorgen? Daß diese Neigung für nichts anders zu halten sei als für eine vorübergehende Grille, darin stimmten Alle überein; nur wunderte man sich, daß sie so lange anhielt.

Auf dies Alles, und tausend ähnliche tabelnde Betrachtungen und Verwunderungen, hatte Theodor keine andere Entgegnung als seine täglich wachsende, glühende Leidenschaft. Gerade so, wie er sie erblickte, liebte er das Mädchen. Zum ersten Male im Leben fühlte sich sein Herz tief bewegt,

in Freude und Schmerz, in Angst und Wonne. Es war ein eignes, seltsames Gefühl. Er liebte, weil er litt, und litt, weil er liebte. Ganz anders als Allen übrigen Zuschauern war ihm die Kleine erschienen, so zart, so schwächlich, so lieblich in Ausübung ihrer Kunstfertigkeit, und mit einem bezaubernden Lächeln schwebend zwischen Tod und Leben. Der ritterliche Geist, der aus diesen Schauspielen und Turnierkünsten athmete, hatte ihn gefesselt, die herausfordernden Trompetenstöße, die abwechselnd sanften und kriegerischen Melodien ihn ergriffen, der Todesmuth, mit welchem diese Menschen spielend und scherzend die Gefahr verhöhnten, und das Leben an einen einzigen Sprung setzten, hatte ihn tief erschüttert, und wenn er bemerkte, wie nach vollendetem Wettlauf oder während einer Pause, unter dem rauschenden Beifalljubil einer stupiden Volksmasse, diese in Flitterglanz prunkenden athemlosen Menschen unter erzwungenem Lächeln sich zusammennahmen und die perlenden Schweißtropfen verstohlen abwischten, als schämten sie sich des Anscheins von Anstrengung, dann brach sein

Herz zusammen und er hatte Mühe, eine hervorbrechende Thräne zurückzudrängen. Die bewundernswürdige Keckheit und Anmuth der Kleinen hatte dies Gefühl des tiefen Mitleids auf das Höchste gesteigert, und aus diesem Mitleid eben war seine Liebe entsprungen. Die innigste Liebe erzeugt und nährt der Schmerz. Diese Schauspiele hielten den Jüngling daher auch in fortwährender Aufregung. Wenn die Kleine im vollen Gallopp über die Bahn ritt, oder unter lautem Applaus wie eine glänzende Pfauenfeder über die Barrieren flog und in der reizendsten Stellung jenseits wieder auf das schraubende Roß herabschwebte, dann war ihm in der Fieberhitze seiner Besorgniß nicht anders, als ob eine eiskalte Hand ihm über den Rücken führe, und der Tod läge auf ihm. So setzte sein Herz, wie seine geliebte Amazone, und mit ihr, jeden Augenblick über Abgrund und Tod weg; es blieb ihm keine Zeit zu ruhigem Nachdenken übrig, es riß ihn mit fort unter dem Stachel seiner Liebe, und mit ihr kam er an's Ziel, leuchtenden Auges, zitternd, athemlos wie sie

selbst Kein Wunder, wenn er dann todtensbleich und erschöpft auf seinem Sitz niedersank und die Hand vor die glühende Stirn hielt.

Aber auch, welche Wonnen harrten seiner nach bestandener Gefahr, nach gefeiertem Triumph! Welche Seligkeit, die erschöpfte kleine Siegerin in seinen Armen aufzufangen, ihre glühende Wangen an seine bleiche, ihr pochendes Herz an das seinige zu halten, mit liebender Hand den Sturm der wogenden Brust zu besänftigen, ihr seinen Odem einzuhauchen, sie durch brennende Küsse zu beleben, durch Liebesblicke zu stärken, durch süße Worte zu erfreuen!

Nun wußte er, was das Leben zu bieten hatte. —

Denkt Euch dies Mädchen in blühender Jugend, das Kind der Natur, unerzogen, unwissend, aber bezaubernd durch Naivetät; schalkhaft, neckisch bald, bald tief ernst, schmollend; mitunter auffahrend wie eine zornige Spanierin; dann wieder lachend, kofend, tändelnd, wie ein tolles unvernünftiges Kind; stolz auf ihre Kunst, über die sie kei-

nen Spott vertrug; zu Zeiten in schmerzliches Nachdenken versinkend wie eine Corregio'sche Magdalena, bald hüpfend, springend, singend, wie eine gebräunte Weinleserin aus Ischia oder Agrigent.

Von dem, was man Etikette und Hoffitte nennt, war ihr wahrlich nicht das Geringste bewußt. Sie lehrte sich an keine Sitte, ohne jedoch das zarte Gefühl von Anstand, welches ihr die Natur in hohem Grade verliehen und das sich bei ihr auf das lieblichste offenbarte, auch nur im Geringsten zu verletzen oder durch Andere verletzen zu lassen. Aber sie that, was sie wollte, und was sie wollte, war reizend. Dem Prinzen widersprach sie zehnmal in einer Viertelstunde und ließ sich von ihm nichts gefallen, das ihr nicht gefiel. Dagegen sah er sich oft und mehrentheils genöthigt, ihre Einfälle zu erhören, ihre Neckereien zu ertragen, ihre Bitten zu erfüllen. Bald wollte sie in einer seiner brilliantesten Equipagen ausfahren, dann wieder seinen Sitz in der Kirche haben, heute dies, morgen jenes, wahre Kinderlaunen, mit denen sie den Geliebten quälte, ohne für dies oder jenes einen einzigen

vernünftigen Grund angeben zu können. Auch machte es ihr große Freude, hin und wieder kleine Malicen auszuüben, und sie lachte hinterdrein auf das Herzlichste, wenn sie gelangen. So wußte sie sich eines Tages an einer Hofdame der Herzogin, der Marchesane von Salto, die Tags zuvor in großer Gesellschaft, im Tone des bittersten Tadelns sich laut gegen sie ausgesprochen hatte, bemerklich genug zu rächen, indem sie im schnellen Vorüberreiten an deren Loge ihr behendes Roß zu einem solchen Sprunge zwang, daß die in ihrem glänzenden Hospuze da sitzende Marchesane unversehends mit Sand und Erdgruß überschüttet wurde.

Theodor lachte herzlich über diese kleinen Mädelchen. Er lebte wieder auf; seine tödtliche Langeweile hatte sich in eine pulsirende Leidenschaft verwandelt, seine Gleichgültigkeit in glühende Wünsche; und diese Wünsche hatten ein Ziel, und dies Leben war ein neues, bisher ihm unbekanntes Leben. Er fühlte sich glücklich.

Was ihn übrigens selbst wunderte, war, daß dies Verhältniß, in welchem er sich doch so tief

herabließ, für ihn durchaus nicht Zurückstoßendes oder Widerwärtiges hatte, daß es ihm nicht erniedrigend erschien. Gewöhnlich sind diese Sattelprinzessinnen und olympische Göttinnen, in ihrer Persönlichkeit betrachtet, traurige Subjecte. Blendend erscheinen sie unter Flitterstaat und Schminke, aber eine Viertelstunde darauf in ihren armseligen täglichen Kleidern greulich; zu Pferde nobel, herrisch, imponierend; zu Fuße — das heißt, abgetreten vom Schauplatz ihrer Thaten — nicht selten anwidernde Weibsbilder. In Allem und in jeder Beziehung machte Cavalcada eine große Ausnahme, selbst unter den achtungswerthesten ihres Standes. Wie im Circus erschien sie auch außerhalb desselben stets sauber, fein und anständig gekleidet. Galt sie für ausgezeichnet und eben deshalb interessant in ihrem Fache, so war sie Letzteres außerhalb dieses Kreises fast noch mehr durch die merkwürdige Originalität ihres Charakters, und mußte vollends fesseln durch den unnachahmlichen Ausdruck von wahrer, kindlicher Unschuld und Sittenreinheit. Ihr natürlicher Freund und Beschützer war der alte, ehrliche

Trenäus. Ob irgend ein Verwandtschaftsband zwischen ihnen Statt fand, hatte sich bis dahin nicht ermitteln lassen. So viel wußte man, daß sie ihm sehr ergeben war und er, trotz seiner tiefen pyrotechnischen Forschungen, väterlich für sie sorgte.

C r o b b y.

Endlich gefiel es dem Prinzen, seiner Geliebten eine in einem entlegenern Theile der Stadt befindliche hübsche kleine Wohnung zu miethen; ein niedliches Häuschen mit plattem Dache und einer Terrasse voll duftendem Geraniums und Jasmins. Alles war darin auf das Eleganteste und Bequemste eingerichtet, für Alles war gesorgt worden, und Cavalcada's Wünsche hatten die Norm der Einrichtung abgegeben. Es mußte ein ganz besonderer Fall eintreten, wenn der Prinz zum Abendessen nicht erscheinen sollte. Und kam er, wie verging ihnen die Zeit in traulichen, heitern und ern-

stem Gesprächen, in Erzählungen aus der Vergangenheit und Plänen für die Zukunft, und süßem Genuß der Gegenwart! In wie bewegter Erwartung harrete die Kleine seiner Ankunft! Welch Entzücken bei seiner Erscheinung in jenem kleinen Zimmer, das sie zum Vertrauten ihrer Wonne gemacht! Wahrlich, das war ein Zimmerchen für stille, geheimnißvolle Freuden, für Liebende, für zwei Wesen, die im Gebränge der Welt nur gegenseitig ahnen lassen dürfen, was sie fühlen. Hier waren sie über Welt und Menschen und Verhältnisse erhaben; hier durften sie glücklich sein; und mehr Seligkeit füllte diesen kleinen paradiesischen Raum, als die Prunkgemächer der Fürsten umfassen.

Hier saßen sie am Abende des Einweihungstages in stiller Abgeschlossenheit an einem Tischchen, sie auf dem Divan, er ihr gegenüber auf dem Sessel; er ein kleines Gericht kostend, das sie ihm bereitet, sie mit feuchtem Blick und seligem Lächeln an seinen Augen hangend. „Du rührst ja nichts an,“ sprach er zu ihr, „und lässest mich allein essen.“ — „Wenn man recht glücklich ist,“ lispelte sie

träumerisch, „hat man da noch irdische Bedürfnisse?“

Einige Tage darauf, in dem Augenblicke, da Beide sich zu Tische setzen wollten, gewahrte Theodor im Spiegel eine lange hagere Gestalt mit einer Serviette unter dem Arme, als Diener hinter seinem Stuhle stehend; er erschrak. Des Dieners Blicke und der seinige hatten sich im Spiegel begegnet, Jener machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, dieser konnte sich eines vorüberfliegenden Schauders nicht erwehren.

Wahrlich, es war auch das widerwärtigste Negergespenst, das sich denken läßt; ein goldbeknöpfter weißer Frack und gepudertes krauses Haupthaar, aus welchem ein rußiges Mohrengezicht grell hervorglöhete, an dem weder der Glanz der Haut, noch die dicken Strohlippen, noch die anderweitigen Verzierungen fehlten, die geeignet sind, ein solches Antlitz angenehm zu machen. Diesen aber würde ein antretender Seelenverkäufer sicher beim ersten Blick ausgeschossen und als beschädigte Waare bei Seite geschafft haben.

Theodor aber konnte sichtlich die Nähe dieses Menschen nicht ertragen; seine Stirn hatte sich in düstere Falten gelegt und er verstummte fast.

Von Zeit zu Zeit warf er unruhig einen flüchtigen Blick in den Spiegel; die Rücklehne seines Stuhles schien ihm mit elektrischen Schlägen zu dräuen, ihm war unwohl.....

— „Cavalcada,“ sprach er leise, als der Neger sich entfernt, „kennst Du diesen Menschen näher?“

— „So gut,“ antwortete sie, „so gut man einen Menschen kennen kann, den man drei Tage im Dienste hat. Seit drei Tagen ist er mein Diener und mein Stallknecht. Häßlich ist er, das will ich nicht leugnen, aber auch geschickt und willig. Mit Pferd und Sattel weiß er gut umzugehen und hat,“ fuhr sie scherzend fort, „vortreffliche Anlagen zum Kunstreiter. Erst drei Tage, mein Prinz, und kann schon Schuhsohlen weisen, aber meisterhaft; im Aufnehmen des Schnupstuches, das ich ihm hinwerfe, sucht er seinesgleichen — das heißt, zu Fuß, zu Pferde kann er es noch nicht —

und außerdem fange ich an ihn lieb zu gewinnen, weil er mich gegen die geringsten Anmaßungen meiner Kameraden in Schutz nimmt. Ihr seht, mein Prinz, daß er mein volles Zutrauen, ja meine Dankbarkeit wohl verdient.“

— „Ist das Alles, was Du von ihm weißt?“

— „Ja, das ist Alles. Aber die Eitelkeit des häßlichen Gesellen habe ich bei dieser Gelegenheit kennen gelernt, und habe innerlich darüber lachen müssen. Hört doch nur, den eitlen Menschen. Er kam und bat mich angelegentlichst ihn in meinen Dienst und unter meinen ausdrücklichen Schutz zu nehmen. Und warum? Weil ich Deine Geliebte bin, mein Fürst. Dreimal fragte er mich und beschwor mich, ihm in aller Wahrheit zu sagen, ob ich die Geliebte Sr. Hoheit sei; eine von uns solle es sein, und ob ich es auch wirklich sei. — Ganz stolz antwortete ich: Ja! Und Ihr hättet sehen sollen, wie das wirkte. Dies einzige „Ja“ zuckte merkwürdig über sein häßlich Gesicht; es war wie unterdrückte heimliche Freude. D der ist gewiß ein

stolzer Gesell, der sich nicht wenig einbildet auf seine neue Anstellung. Stolz ist der auf meine Gunst, wie ich, theurer Mann, auf Deine Liebe."

Theodor umarmte das holde Kind.

— „Er sagt, er kenne Dich," sprach sie weiter, „und auch Du würdest Dich seiner vielleicht noch erinnern. Und als er mit großer Anhänglichkeit von Dir sprach, und Dich lobte und viel Schönes von Dir erzählte, da ging mir's an's Herz, und ich ernannte ihn sofort zu meinem Diener. Also kennst Du ihn?"

— „Ja, ich kenne ihn..... oder kannte ihn.... Es ist lange her. Du mußt ihn verabschieden...."

— „Und warum?"

— „Unverzüglich. Fort! Fort!"

— „D wie ungerecht Du bist; diesen Mohren soll ich fortjagen, weil Du ihn nicht hübsch findest? Weil er häßlich ist, einzig und allein, weil er häßlich ist; psui, mein Prinz, eine solche Härte kann ich nicht billigen."

— „Er muß fort, sage ich Dir, dies Schlangengesicht ist mir im Grund der Seele zuwider.“

— „Ein Schlangengesicht mit dicken Lippen? D nun muß ich lachen über Deine Albernheit. Diesen treuen Diener befiehlt Ihr mir zu entlassen, weil er Euch zuwider ist, mein Herr und Gebieter. Warum denn aber, so möchte ich zu fragen mir erlauben, warum habt Ihr nicht längst Euern ersten Kammerherrn, oder was er sonst für einen Titel haben mag, entlassen, der mir noch viel mehr zuwider ist, als Jener Euch, denn er schneidet mir Gesichter und lacht höhnisch wenn er mich sieht. Bitte, Hoheit, liebe Hoheit, verabschiedet Euern Kammerherrn. Unverzüglich, fort! fort! diese Schlangenseele mit dünnen Honiglippen ist mir im Grunde der Seele zuwider.“

— „Schelm!“ sprach der Prinz lächelnd, und küßte die Kleine, die mit komischem Pathos die letzten Worte gesprochen. „Dein Scherz ist lieblich, Du argloses Ding, doch in allem Ernste wiederhole ich Dir's: wenn Du mich liebst, so muß er fort.“

— „Aber um Alles in der Welt, was hat er Dir denn zu Leide gethan?“ fragte sie besorgt. Und ihr Ernst wuchs mit der sichtlichen Bewegung des Prinzen.

— „Was er mir gethan?“ rief diese mit dumpfer Stimme und vom Stuhl aufspringend, „was er mir gethan? Ich werd's ihm nie vergeben, was er mir gethan.“

— „Und was?“

— „Er hat mir das Leben gerettet....“

Hier unterbrach ihn Cavalcada durch ein schallendes Gelächter; sie fiel dem Jüngling um den Hals. „O mein süßer Prinz,“ rief sie lachend, „was bist Du für ein seltsam Geschöpf! Das Leben gerettet? Der Bösewicht!“ Und lauter noch als zuvor lachte sie, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen.

— „Lache nicht,“ murmelte Theodor, „laß den Scherz bei Seite. Dein Scherz zuckt mir schneidend durch die Seele.“ — Und er sprach dies so ergriffen und so ergreifend, daß ihr alle Lust zum Lachen verging. — „Gerettet.... ja,

gerettet . . . mich, während er eine Andere
. . . . mordete."

— „Mordete!" flüsterte Cavalcada mit einem
Angstgefühl, dessen sie sich nicht erwehren konnte.

— „Die er hätte retten sollen," fügte Theo-
dor hinzu.

— „Welch Geheimniß ist das?" fuhr die
Kleine fort; „mir ahnt nichts Gutes. Sprich! . . .
Es ängstigt mich. Erzähle, erzähle . . ."

— „Nun ja denn; es drückt mir ohnehin das
Herz ab, daß ich so lange allein es tragen mußte.
Da es nun einmal so weit gekommen, so höre."

S i a m e t t a.

„Cavalcada,“ begann Theodor seine Erzählung, „Du bist meine zweite Liebe. Sieben Jahre sind es her; damals brachte ich regelmäßig drei Monate des Jahrs in Genua zu, und bewohnte ein Palais in der Nähe des Golfs. Der Golf von Genua ist zur Nachtzeit ein prachtvoller Schmuckkasten, den der Mond erschließt, wenn er seine Silberstrahlen herabsendet. Dann brechen sich, unter dem bläulichen Lichtscheine erzitternd, die unzähligen kleinen Wellen in Myriaden von flimmernden Juwelen und über der Meeresfläche wogt unübersehbar das funkelnde Gestein. Am

Eingänge des Hafens lag meine schöne vergoldete Gondel mit Sammtvorhängen und Wappen. Oft fuhr ich einsam hinaus und zog, vom Ufer fern, die Ruder ein, meinen Gedanken nachhängend, inmitten dieses nächtlichen Phosphorleuchtens, das weit um mich her sich verbreitete, ein majestätisches Schauspiel. Ich war damals neunzehn Jahre alt, und liebte eine Andere war's, aber auch ein Engel an Unschuld, wie Du, *Cavalcada*. Dort war der Ort unsrer Zusammenkünfte. Jeden Abend zog die Gondel, von treuer Dienerhand geleitet, ihre Silberkreise um die Bucht, und jeden Abend stieg, schöner als je, beim Licht des funkelnden Sternenhimmels *Fiametta* wieder an's Ufer. *Fiametta* war ihr Name. So vergingen zwei Monde. Anfangs blieb unser Verhältniß verborgen. Ihr Vater, ein wohlhabender Bürger und Handelsmann, erfuhr nichts davon, eben so wenig mein Oheim. Auch ging ich sehr behutsam zu Werke, und hatte keinen andern Vertrauten, als meinen treuen Diener. Ich liebte wie ein Knabe von neunzehn Jahren liebt, heftig, schwärmerisch,

rein und unschuldig; es war meine erste, eine gottgefällige Liebe, wie jede erste Liebe. Si ametta war eher hübsch als schön zu nennen, eher Deutsche als Italienerin, dabei wohlherzogen, gebildet und sehr musikalisch. Das arme Mädchen rang zwischen Liebe und Reue, zwischen Hingebung und Gewissensbissen, Wonne und Angst vor dem Augenblick, da ich sie würde verlassen müssen.

„Ich aber faßte den Entschluß, sie nicht zu verlassen, und beschloß, mich schriftlich an den Vater zu wenden. Ich that es, wahr und aufrichtig, wie meine Gesinnung war, und bat um seine Einwilligung in unser Bündniß. Damals schon keimte in mir der Entschluß auf, der sich in spätern Jahren vollends zum festen Grundsatz ausbildete, nach Neigung zu heirathen und mich unter keiner Bedingung den ehrgeizigen Wünschen oder gar den Befehlen meiner hohen Verwandten zu unterwerfen. Die Antwort blieb nicht aus, ein Schwarzer behändigte sie mir; doch brachte sie wenig Erfreuliches. Meine Liebe wurde darin natürlich als Laune betrachtet, als Zeitvertreib in

müßigen Stunden; von der Innigkeit unsers Verhältnisses schien man gar keine Ahnung zu haben, und zum Schluß folgte, nach einigen etwas zweideutig gestellten Bethuerungen von Dankbarkeit und so weiter, ein deutliches ernstes Nein auf meine Bewerbung. Wir verzweifelten. Ich beschloß Si ametta zu entführen. Die Sache wurde denselben Abend zwischen uns Beiden besprochen und verabredet, nahe am Hafen, in einem kleinen Lustgärtchen, wo ich zuweilen einkehrte, und wo, wie gewöhnlich, auch jetzt verschiedene Seeleute und Küstenfahrer mit einander tranken und ihre Reisen erzählten. Als es zu dunkeln begann, untersuchte ich die Gondel, und fand sie, meinen Befehlen gemäß, mit Lebensmitteln reichlich versehen. Wir wollten gen Albenga zu segeln. Um meinen Plan wußte nur einer meiner Leute, und zwar der Gondelführer, auf den ich mich vollkommen verlassen konnte, und der uns auch jetzt bei unsrer Flucht behülflich sein sollte. Nicht wenig überrascht aber war ich, als mir statt seiner ein Mohr entgegentrat, der mich im Namen meines treuen Dieners

beschwor, keine Zeit zu verlieren, sondern unverzüglich einzusteigen, wenn ich mich retten wolle, da der gnädige Oheim durch Verrath Alles erfahren, und den Befehl ertheilt, eine Tartane zu meiner Verfolgung auslaufen zu lassen. „Noch ist's Zeit,“ sagte er, „ich übernehme es, Eure Gnaden hinzuführen, wohin Sie befehlen; aber, um Gottes willen, keine Minute verloren! Das Uebrige,“ schloß er, „wolle er unterwegs berichten.“

„Wir stiegen alsofort ein, und segelten davon.

„Und Genaro?“ fragte ich, nachdem wir vom Ufer abgestoßen hatten, „wo blieb Genaro?“ „Ach, Herr,“ entgegnete Jener, „Euer treuer Diener Genaro, der arme Schelm, ward meuchlings umgebracht. Wer die Unthat vollbrachte und warum, ist mir unbekannt; doch sterbend trug er mir auf, Euch zu warnen. „Dir,“ das waren seine letzten Worte, „Dir, meinem treuen Freunde, Dir, dem gewandten Seemann, darf ich das Schicksal meines geliebten Herrn anvertrauen; schwöre, daß Du bei vorkommender Gefahr auf dieser Fahrt sein Leben schützen wirst, wie ich es selbst würde gethan haben,

hätte mich der Himmel am Leben erhalten.“ Ich schwor's.“ —

„So erzählte der Mohr. Wir segelten die Nacht durch mit günstigem Wind; gegen Morgen aber begann es stürmisch zu werden, die See ging hoch. Gott weiß, wie es geschah, aber nicht weit vom Ufer, an dem wir auszustiegen gedachten, kaum zehn bis zwölf Schritte davon, bemerkte ich plötzlich, daß die Gondel leck sein müsse. Ich rief. Keine Antwort. Ich eilte zur Kajüte hinaus und fand den Schwarzen beschäftigt, ein großes Loch zu stopfen, durch welches das Wasser hereinströmte. Schon waren wir überschwemmt. Der Wind wehte heftig, und schlug die Wellen an das Fahrzeug hinan; ungestüm drang das Wasser herein; es dunkelte noch, an Ausschaukeln war nicht zu denken, und der Mohr schrie, er könne des Lecks nicht Herr werden. Nach wenig Augenblicken waren wir in Gefahr unterzugehen.....“

— „Nun?“ fragte die Kleine erschrocken.

— „Woher dieser Leck entstanden sein mag, ist mir noch heute unbegreiflich,“ murmelte Theo:

vor Kopfschüttelnd vor sich hin; „ein neues, festes, wasserdichtes Fahrzeug und nirgends angesegelt und so plötzlich“

— „Was geschah? Was geschah?“ fragte die Kleine ängstlich.

— „Das Entsetzlichste,“ sprach Theodor. Fiametta stieß einen Schrei aus, der mir durch die Seele zuckte; wir gingen unter im fürchterlichen Rauschen der über uns zusammenschlagenden Wellen. Ich ergriff die Geliebte in dem Augenblick, da mich die Welle verschlang. Sie hielt mich fest umschlungen; ich hätte sie gerettet. Bald aber wurde ich selbst ergriffen und gewaltsam fortgeschleppt; in meiner Nähe, unter den Wellen, schien sich ein lautloser Kampf zu entspinnen, durch heftige Bewegungen glaubte ich ein wüthendes Hin- und Herringen wahrzunehmen, das an mir selbst herumrüttelte. Mit möglichster Anstrengung arbeitete ich aufwärts, und wurde immer tiefer herabgezogen, ich ächzte nach Luft, fast wollten mir die Sinne vergehen. Fiamettens Arm, den ich krampfhaft umfaßt hielt, wurde mir durch einen

gewaltigen Stoß entriß; mit einem Griff hatte ich ihn wieder, oder glaubte ihn wieder gefaßt zu haben; doch es war des Negers Arm, und kurz nach dieser fürchterlichen Trennung, sah ich mich und ihn über den Wellen. Tief athmete ich auf. Er — schwamm mit größter Anstrengung gegen die wogende See, indem er mich festhielt; ich — wie wohl erschöpft, aber mit der Kraft der Verzweiflung, schwamm gegen ihn an, nach der Tiefe zu, ihr zu Hülfe. Dies Ausstauchen aber kam und ging wie der Blitz; kaum hatte ich Zeit zu rufen: Rette sie! Rette das Mädchen! — da waren wir Beide schon wieder unter den tobenden Wellen. Ich verlor die Besinnung“

— „Weiter! weiter!“ rief die zitternde Cavalcada, seine Hand ergreifend und in die ihrigen drückend.

— „Gräßliches Erwachen!“ seufzte Theodor. „Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich am Ufer auf dem Sande. Neben mir stand die scheußliche schwarze Gestalt. Mir war, als erwachte ich aus einem schweren Traum, dessen

greuliche Bilder mich nicht verlassen wollten. Wo ist sie? Wo ist sie? war mein erstes Wort. Und als die dummen dicken Augen sich im Ausdruck der größten Gleichgültigkeit nach dem Meere wandten, und er stumm mit dem Finger nach der brausenden Fluth wies, da wollte ich auffspringen und ihn erwürgen; aber ich brach zusammen unter der doppelten Last der körperlichen Anstrengung und des Seelenjammers“

Als wollte er sich dem Andränge häßlicher Bilder erwehren, hielt sich Theodor die Hände vor die Augen; die Kleine warf sich an seinen Hals. So blieben Beide eine Zeitlang in stummer Betrachtung.

— „Neun Jahre sind es her,“ sprach dann Theodor weiter, „aber keine Jahre und kein gepudertes Haar und kein weißer Rock werden je im Stande sein, mir das verhasste Gesicht unkenntlich zu machen. Der mir die Antwort brachte von Stamettens Vater, der am Ufer stand, als ich wieder zur Besinnung kam, der vorhin hinter meinem Sessel stand, ist eine und dieselbe Person,

ein und derselbe Teufel, der Neger Crobby, der Mörder Crobby."

— „D nun erst," rief Cavalcada laut aufschluchzend, „nun erst will ich ihn werth halten, den theuren Mohren, der Dir, meinem hochgeliebten Herrn und Gebieter, dem Fürsten, dem Geliebten meines Herzens das Leben rettete."

— „Sie — war todt" murmelte Theodor.

— „Und Du lebst," rief Cavalcada, „und sie starb für Dich, den schönen Tod für Dich. Nicht Beide konnte er retten, nur Einen, und dieser Eine solltest Du sein; so schwor er es seinem sterbenden Freunde, Deinem treuen Diener Genaro, und er hielt Wort. D, er ist ein edler Mensch, dieser Mohr, und Dir mit Leib und Seele ergeben, wie er das mit eigener Lebensgefahr bewiesen. Ja, nun vertrau' ich ihm ganz; denn ich weiß jetzt gewiß: schwebten Beide wir in ähnlicher Gefahr, Dich würde er retten, und ich würde selig sein, für Deine Rettung zu sterben."

— „Süßes, wunderbares Herz!" rief Theo-

vor entzückt, das Mädchen auf seinen Schooß ziehend und mit heißen Küffen bedeckend
„Doch, wenn Du mich lieb hast,“ setzte er mit düsterm Ernst hinzu, „so schicke ihn fort; lieber heut' als morgen, eher diese Minute als die nächste. Ich kann diesen Anblick nicht ertragen, es thut mir weh; dies Gesicht bricht mir das Herz entzwei und empört meine innerste Seele; es ist dies schwarze Leichentuch über meine Liebe in Deiner Nähe eine dräuende Gewitterwolke. Der Herr im Himmel wolle uns vor Unheil bewahren, Dich und mich!“

Es entstand eine Pause.

Die Verlobung.

„Diese Geschichte hat mich sehr nachdenklich gemacht,“ hob nach einigen Minuten die Kleine an.

— „Warum?“

— „Weil ich denke ach!“ rief sie, und eine Thräne nekte ihr Auge, „Du hast schon eine Andere geliebt; eine Andere, gewiß hübscher als ich, und natürlich auch viel reicher und gelehrter und liebenswürdiger. Sag’ mir, sie war wohl sehr schön, wie?“

— „Bei weitem nicht so schön als Du, natürliches Kind,“ entgegnete Theodor, indem er

mit beiden Händen ihre Köpfschen faßte und die Stirn küßte; „auch nicht einmal so jung.“

— „So einfältig, willst Du sagen. Ach, ich weiß es wohl, daß ich gar nichts weiß von Dem, was Dir gefallen kann; ich bin so dumm so unwissend!“ — und dabei schlug sie sich mit dem geballten Fäustchen vor die Stirn — „recht, wie die abscheuliche Marchesana mich nennt, recht so ein kleines dummes Ding, das man wie andere ihres Gelichters zum Zeitvertreib zu einer Thür hereinläßt und zur andern wieder hinaus. Ist's wahr, daß Du das von mir gesagt hast, Theodor? Das häßliche Weib erzählt es überall.“

— „Höre doch nicht auf dergleichen Faselien, Kind?“

— „Du hast es gewiß nicht gesagt?“

— „So wahr Du mein Lieb bist.“

— „Doch das weiß ich gewiß,“ fuhr die Kleine leise fort, „daß Du mich nicht liebst, wie Du Fiametta liebtest; und sie . . . sie liebte Dich nicht wie ich. Sie wollte Deine Gattin sein, eine große Dame; das verlange ich nicht. Gern will ich

Deine Dienerin bleiben, Deine Magd, wenn Du mich nur lieben willst von ganzem Herzen, und mich nimmer verlassen; gern will ich von einem Kleinen Kämmerlein auf Dich heruntersehen, wenn Du im Hofglanze vorüberreitest, und Du sollst mich nicht grüßen, nicht nach mir sehen; ich will doch glücklich sein. Aber wenn Du eine Andere liebst muß ich sterben."

Und nun schluchzte das arme Kind laut auf. Theodor hatte alle Mühe, sie zu beschwichtigen. — „Willst Du denn fortwährend an meiner Liebe zweifeln?“ fragte er, sie an sein Herz drückend.

— „Ach!“ seufzte sie, „wenn Du mich einst verstießest! mich gar von der Thüre wiesest durch Deine goldgestickten Lakaien! Ach! ich war so glücklich in Deiner Liebe, und jetzt seit einigen Tagen liegt es mir centnerschwer auf dem Herzen. Früher hatte ich fröhlichen Muth, und kein Sprung war, den ich nicht gewagt hätte; jetzt mag ich nicht mehr springen, nicht tanzen; nur die Sterbende möchte ich immer darstellen. Ich sehe im ganzen Circus nur Dich, und immer Dich;

und wenn Du dann so blaß, so unbeweglich dastehst am Pfeiler Deiner Loge, dann denke ich: er ist unglücklich durch mich; zu hohen Dingen war er berufen und fällt von seiner Höhe herab durch mich, und mit den Seinigen ist er zerfallen durch mich, mich armes unglückliches Mädchen, daß doch nichts anders thut, als ihn lieben! . . ."

Theodor küßte ihr die Thränen von den Augen, und fuhr liebevoll mit seinem Schnupstuch über das verweinte Antlitz.

— „Und wenn ich in meinem Kummer dann kniee,“ sprach sie weiter, „und zu Gott flehe um Rath, um Trost, um Licht, dann werde ich plötzlich wie aus einem Traume geweckt, ein laut-schallendes Beifallgetöse, und ich erschrecke, daß ich so ganz und gar vergessen konnte, wo ich war und was ich that. Letztlich noch, in der vorletzten Vorstellung, dachte ich, indem ich als Sterbende vom rennenden Pferde herabhing: Sollte es nicht sein Glück sein, wenn ich jetzt wirklich stirbe? . . . Die Hufe des Pferdes streiften an meine Locken. . . .“

zwei Zoll zurück, ich sah es genau, und es war geschehen.“

— „Schweig! Schweig!“ rief Theodor mit zitternder Stimme, indem er aufsprang und auf- und abrannte; „das Blut erstarrt in meinen Adern, höre ich Dich so reden. Wo fühle ich mich denn jetzt glücklich, außer bei Dir? Was sind Verwandte, was Glanz und Reichthum! Werden die mir geben, was meinem Herzen fehlt? Du allein, ich wiederhole es Dir, Du füllst es aus, dies liebende Herz, und Dir kann und will ich Alles opfern. Glaubst Du, daß meine Verwandtschaft mit dem Herzog, daß mein Anrecht auf seine dereinstige Hinterlassenschaft mir ein Opfer sein würde, wenn ich damit Deinen ruhigen Besitz erkaufen könnte? Aber darf ich denn nicht bleiben, was ich bin, und lieben, was ich will? Wird man mich zwingen, dem Fürsten zu entsagen oder meiner Liebe? . . . Fluch über den Herzog, der mich verfolgt, wie Banquo's Geist! . . . Meinem Herzen Fesseln anlegen . . . mit Enterbung drohen . . . Ich lache seiner Drohungen!“

In diesem Augenblicke wurde in der Nähe ein leises Klirren vernehmbar und dann ein Geräusch, als wenn eine Thür behutsam angezogen würde.

— „Wir sind nicht allein!“ rief lebhaft der Prinz.

— „Allein, ganz allein, mein Theodor.“

— „Hörtest Du denn kein Geräusch?“

— „Allerdings. Vermuthlich Grobby, der das Silbergeräth im Nebenzimmer ordnet.“

— „Vermaledeiter Mohr!“ rief Theodor, behend nach der Thür springend, die er schnell aufriß, um den vermutheten Lauscher zu ertappen. Im Nebenzimmer aber war Niemand zu sehen.

Unter zunehmender Gemüthsbewegung faßte Theodor Cavalcada's beide Hände, und sprach, mit einem Blick, worin seine ganze Seele und eine selige Zukunft lag, die Worte: „Cavalcada, liebst Du mich?“

Sie flog ihm um den Hals. — „Willst Du mein sein? wirst Du mir Alles, Alles opfern können? Deine Jugend? Deine Kunst? Deinen Ruhm? die Welt?.... Willst Du?....“

Sie fand keine Worte, und nickte ihm kramphast ihr Ja zu mit dem Kopfe, der an seiner Brust lag. Er sank auf den Divan und zog sie mit sich herab.

— „O seliges Gefühl der Liebe!“ rief Theodor, im Taumel der Leidenschaft; „lieben und wieder geliebt werden, das ist das Maaß alles irdischen Glücks. Früher habe ich lange geforscht, was wohl die Freuden des Paradieses sein mögen; nun glaub' ich es zu wissen, Du hast es mich gelehrt. Es ist ein Ort der Seligen, wo jede Seele eine Seele liebt und von ihr wiedergeliebt wird, und diese Liebe stelle ich mir vor, wie ich sie auf Erden träumte, rein, ewig, wie das Gefühl, das mich an Dich fesselt immerdar. Und sind wir erst Mann und Frau,“ setzte er wie ein glückliches Kind frohlockend hinzu, „und gehören uns an, uns allein, Du mir, ich Dir, trotz aller Welt, ewig, ewig . . .“ Und, den heißen Wallungen seiner Liebespulse sich überlassend, umschlang er sie fester und fester, und bedeckte sie mit Küssen, und ihre Seligkeit löste sich auf in ein süßes, heimliches Geflüster

Wenn die Seele in solcher Fülle der Empfindung schwelgt, in solchem Uebermaasse der Wonne, verstummt das Wort, und das Gefühl redet eine glühendere Sprache, deren Verständniß brennend-süß, elektrisch das innerste Lebensmark durchzuckt.

Wie lange sie in diesem Rausche sich umschlungen hielten? Eine Minute? Eine Ewigkeit? Sie wußten es nicht.

— „Cavalcada,“ sprach der Jüngling, Arm in Arm mit ihr auf- und abgehend, „was ich Dir gelobt, soll wahr werden; doch darf kein menschlich Ohr dies Wort vernehmen, ein Geheimniß muß es bleiben zwischen Dir und mir. Du wirst mein Weib.“

Er setzte sich, um die Kühle der Abendluft zu genießen, auf die Fensterbrüstung und hielt die Hände der Kleinen, die vor ihm stand, wie in magnetischem Halbschlaf oder geistiger Verückung ihn anblickend, mit glänzendem Auge und träumerischem Blick. Ihr langes dunkles Haar hatte sich losgenestelt und war in wallenden Wellenlocken tief herabgerollt über das schneeweiße Kleid.

Einige Fuß unter dem Fenster wölbte sich der Dom einer aus dicht verschlungenem Jasmin geflochtenen Laube. Alles war still. Die Nachtlust koste mit den Blüthen der Drangen und des Jasmins, und ihre würzigen Düste, mit dem Hauche des Meeres vermählt, drangen durch die offenen Fenster benebelnd, betäubend auf die Liebenden ein.

— „Dein Weib!.... Dein Weib!....“
 läspelte, wie im Traume redend, die Kleine voll Gluth und Rührung.

— „In vier Tagen mein Weib, Du süßes, süßes Kind, Du meine zweite, meine letzte Liebe. Solltest Du durch irgend ein unseliges Verhängniß mir geraubt werden, was Gott verhüte, ich schwör's bei Fiamettens Tod, nie soll eine Andere die Meinige sich nennen. In Montenero sollst Du meine Gattin werden. Die Kapelle zu Montenero ist eben so reich an Gnade, als die Santa Casa di Loreto; der würdige Vater daselbst, der mir wohlbekannt ist, wird uns Ablass ertheilen und uns trauen im Angesicht der heiligen Mutter Gottes.“

— „Dein Weib!“ wiederholte sie; und in ihrem feuchten, lustseligen Auge schwamm ein Paradieseiland von Glück und Unschuld und Dankgefühl.

— „Doch muß Alles in größter Heimlichkeit betrieben werden. Dem Priester sende ich morgen einen Boten, auf daß er sich bereit halte.“

— „In vier Tagen, wirklich?“

— „In vier Tagen, so wahr wir uns lieben. Und von dort aus gehen wir sofort nach Genua, und mein Palast Servi, mein schönster Palast ist Dein.“

— „Nein, nein; nicht nach Genua!“ rief die Kleine.

— „Und warum nicht?“

— „Fiammettas Tod . . .“

— „Närchen, Du hast wohl böse Ahnungen?“

— „Nicht nach Genua,“ flehte Cavalcada.

— „Hier,“ sprach Theodor bewegt, — und sein Auge erglänzte im feuchten Widerschein des wallenden Gefühls, seine Stimme wurde weich —

„hier verpfände ich Dir mein Leben; dies knüpft
mein Schicksal an das Deine unauflöslich
.... bis in den Tod"

Er steckte ihr einen Ring an den Finger.

Die Kleine warf einen flüchtigen Blick auf
den Ring und preßte ihn heftig an die Lippen.
Möglich, mit unsichtbar rascher Bewegung, zog
sie einen kleinen, goldverzierten Dolch hervor, streifte
sich den linken Arm auf, stach hinein, und drückte
dem Geliebten mit leidenschaftlicher, fast wilder
Hast den blutigen Arm an den Mund. Er küßte
die Wunde, wollte sie stillen; sie aber hielt den
Arm hoch, ließ das Blut rinnen, und sprach, mit
einem Blick, in welchem Stolz und Zärtlichkeit
zusammenschmolzen, mit einer Stimme voll Kraft,
voll Hingebung und edlem Selbstbewußtsein, laut
und fest: „Dein! Dein auf ewig, mein Blut,
mein Leib und Leben. Nach Genua! in die Wel-
len! in den Tod! Wohin Du willst, und wie Du
willst!“

In ihrer Hand blickte der Dolch, in ihrem
Auge Entschlossenheit und hoher Muth.

— „Wer da!“ rief plötzlich Theodor, indem er über die Fensterbrüstung sich hinabbeugte „Sahst Du nicht in der Laube sich's bewegen, als schliche ein Mensch davon? Ich sah's bestimmt.“

— „Welch seltsamer Argwohn, mein theurer Freund!“ entgegnete die Kleine. „Wer möchte da herumschleichen zu dieser Stunde? Die Nachtlust war es, die vom Hasen herüberweht und die Blumenbüsche bewegte. Nun erst bemerke ich's; die Nacht ist kalt.“

Theodor aber hatte mit einem Satz zur Thür den Glockenzug ergriffen, und so heftig angezogen, daß dieser sprang und zur Erde fiel. Es öffnete sich die Thür, und der Mohr erschien. In ehrerbietiger Stellung blieb er stumm in der Thür stehen, des Befehls gewärtig. Der Prinz winkte zurück; der Mohr verschwand.

„Seltsam!“ murmelte Theodor nachdenklich vor sich hin „Glück und Verderben schlürfen zuweilen aus demselben Kelche“

Die blaue Kohle.

In derselben Nacht, da Theodor seiner Geliebten den Entschluß mittheilte, sie nach Verlauf von vier Tagen heimlich zu entführen, war Meister Trensäus mit ernstern Arbeiten beschäftigt, die ihm keine Ruhe gönnten. An einem langen Tische saß er inmitten seiner Helme, Brennkolben, Destillirgefäße und andern Geräthschaften auf einer Tonne, und sah mit gestüttem Haupt unverwandten Blicks auf das alte verbrauchte Buch, welches vor ihm aufgeschlagen lag, und in welchem an gewissen Stellen sich die Kohlenschwärze so schön mit der Druckerschwärze vereinigt hatte, daß nur ein ge-

übtes Auge, wie das des Meisters, der das treffliche Buch auswendig wußte, noch die eine von der andern, das heißt, die Buchstaben vom Papiere zu unterscheiden vermochte. Dabei suchte er seinen Geist von Zeit zu Zeit durch einen herzhaften Schluck aus einer riesenhaften Schleifkanne aufzumuntern, in welchem der helle Rheinwein perlte. Diese Kanne und das Buch gehörten zu den Heiligthümern des Meisters; ohne erstere konnte er nicht leben, ohne letzteres nicht wirken. Das Buch besonders hätte er für schweres Geld nicht weggegeben; und es ging ihm damit, wie oft Menschen aus niedern Ständen mit andern Büchern, die sie besitzen und geheim halten, in der festen Ueberzeugung, daß davon nur eine einzige Auflage gedruckt worden, und diese Auflage aus einem einzigen Exemplare bestanden, welches ein nicht genug zu preisender, glücklicher Zufall in ihren Besitz gebracht. Das Schatzkästlein, aus welchem Grenäus seine Kunst erlernt, führte den Titel: „*Deliciae pyrotechnicae*,“ zu teutsch: „*Fewerliches Augen-Konfekt*;" item:

„Allzeitfertiger und wohlunterrichteter Ernst- und
 Luftfeuerwerker, oder Leucht-, Blitz-, Puff- und
 Knallbüchlein; enthaltend eine kurze und vollstän-
 dige Unterweisung, wie man mit wenig Kosten alle
 möglichen Arten von Kunst- und Luftfeuern zur
 Verschönerung häuslicher Festivitäten und Belusti-
 gung derer Schaulustigen zubereiten kann; zum
 Besten gelehriger Liebhaber aufgestellt von Hans
 Knallerballe dem Jüngern.“ Dies Buch war
 beim zwölften Kapitel aufgeschlagen, woselbst es
 hieß: „Von denen Kunstfeuern so ihre unmaß-
 gebliche Wirkung auf denen stillen Gewässern zu
 thun bestimmt seynd.“

Ein solches nautisches Feuerwerk, und zwar
 ein bedeutendes, sollte nämlich am folgenden Abende
 zu Ehren der Schönen Livorno's auf denen stillen
 Gewässern des großen Bassins abgebrannt wer-
 den, und Meister Frenaus, der die Einrichtung
 übernommen, hatte die Bestellung so spät erhalten,
 daß er keine Minute unbeachtet lassen durfte, wollte
 er zur rechten Zeit fertig werden und Ehre ein-
 legen. Die schöne englische Fregatte „Typhon“

war es, die der Stadt Livorno diesen festlichen Anblick zu gewähren beschloßen hatte. Trenäus wollte diese Gelegenheit, seinen Ruhm, wie er meinte, auch nach England hin zu verbreiten, möglichst benutzen; er war in voller Arbeit begriffen, und so konnte es ihm nicht angenehm sein, daß er plötzlich durch etwas übermäßig starkes Anklopfen an die Thür seiner dünnen Bretterwand aus seinen pyrotechnischen Betrachtungen gestört wurde.

— „Wer da?“ rief er ziemlich barsch.

— „Ich,“ antwortete der Klopfen, wie man wohl in solchen Fällen zu thun pflegt, wenn man an der Stimme erkannt zu werden glaubt.

Trenäus stand auf und ging, aus dem versengten Theil seines Haares die Verkohlungen ausrupfend, zur Thür, um aufzuriegeln. Erob trat herein.

— „Warum klopstest Du so stark?“ fragte Trenäus unwillig.

— „Um gehört zu werden,“ entgegnete der Mohr. „Das ist in meiner Familie eine alte Gewohnheit, die sich vom Vater auf den Sohn ver-

erbt; wer irgendwo in eine verschlossene Thür herein will, klopft an, bis er gehört wird.“

— „Warum so heftig?“ wiederholte Trenäus, sich wieder an die Arbeit setzend.

— „Weil ich zu behutsam begann. Vor einer Viertelstunde etwa fing ich leise an und ging gradatim weiter, bis Ihr mich vernahmt. Entschuldigt, daß ich nicht sogleich den rechten Ton traf.“

Trenäus bat, ihn nicht lange zu stören, da er sehr beschäftigt sei.

„Gut,“ antwortete der Mohr trocken.

Stand Crobby, wie wir gesehen haben, nicht eben in sonderlicher Liebe beim Prinzen, so hatte er dagegen Trenäus ganzes Vertrauen zu gewinnen gewußt. Die wahrhaft väterliche Fürsorge des Alten für Cavaleadens unerfahrene Jugend schien bei diesem die Erfüllung eines Gelübdes zu sein; seine Selbstaufopferung ging so weit, daß er, trotz seines Abscheus vor Allem, was Wasser hieß oder zu diesem seiner Kunst feindlichen Elemente gehörte, nicht allein sich wusch, wenn es durchaus erfor-

derlich war, sondern auch ohne Bedenken in's Wasser gelaufen wäre, wenn er der Kleinen dadurch hätte einen Unfall ersparen können. Zugleich aber nahmen Kohle, Schwefel und Salpeter seine Gedanken dermaßen in Anspruch, daß er unmöglich dem Thun und Treiben seiner Pflgetochter die Aufmerksamkeit widmen konnte, welche bei dem Nomadenleben der Truppe und unter schwierigen Umständen eine väterliche Aufsicht erheischt hätte. Vor Allem war Trenäus Chemiker, ein geborener Menger, eine Apothekernatur; nicht allein Stoffe, sondern auch Sprachen mengte er oft zusammen, und kündigte den Italienern mitunter unbrillante Feuerwerke an; dabei war er abwesend, zerstreut, und fortwährend in Studien und Betrachtungen versunken, seltener in Rheinwein, den er in mäßigen Quantitäten zu sich nahm, nöthigenfalls aber auch in bedeutenderen vertragen konnte. Grobby, der sich für Cavalcada willig, aufmerksam und liebevoll gezeigt, war ihm daher ein willkommener Fund gewesen und bald unentbehrlich geworden. Zumal konnte die treue Seele des Negers Zuvor-

Kommenheit und Uneigennützigkeit, die ihm untrügliche Zeichen aufrichtiger Zuneigung zu sein schienen, gar nicht genug bewundern und beloben.

Wochte nun aber der Mohr ihm Nachrichten von Cavalcada bringen, oder sich über den glänzenden Erfolg der letzten Vorstellung, oder worüber sonst noch mit ihm unterhalten wollen, gleichviel, für diesmal war ihm der Besuch lästig und er bat, unter Anführung seiner guten Gründe, den Gast sich kurz zu fassen.

— „Seid unbesorgt, Meister,“ erwiderte dieser, „denn ich habe selber die größte Eile; arbeitet ungestört weiter.“

— „Nimm es nicht übel, Crobby,“ flügte Trenaüs mit überflüssiger Weitschweifigkeit hinzu, „aber meine Stunden sind gezählt. Sieh, was ich schon beschaffen: Feuergarben, Luftpumpen und Feuerbüchsen, Wasserläufer, Taucher, Irwiſche, schwimmende Sterne und Kanonenschläge, die in ihrer Zusammensetzung eine herrliche Wirkung hervorbringen. Setzt bin ich eben dabei, eine schwimmende Sonne zu verfertigen. Man befestigt Son-
Cavalcada.

nenbränder, — vielleicht ist's Dir lieb, mein Sohn, den Satz zu erfahren: sechzehn Theile Mehlpulver und drei Theile grobe Kohle, vortrefflich; — man befestigt sie also um einen runden hölzernen Napf, den man soviel beschwert, daß er bis zur Hälfte in's Wasser sinkt; gut ist es, wenn Du ihn sorgfältig mit in Unschlitt getränktem Papier zuklebst. Ueberhaupt müssen alle Stücke, welche auf dem Wasser brennen sollen, mit einer Lage von Talg oder Unschlitt bekleidet werden, die man mit dem Pinsel aufträgt; denn dieser Anstrich schützt die Bränder vor dem Eindringen des Wassers, verstehst Du. Ich offenbare Dir meine Geheimnisse gern, weil Du Lust zur Feuerwerkerei zeigst und ein offener Kopf bist. Dies Stück nun, die schwimmende Sonne nämlich, bringt ein delicat's Feuer hervor, das mit einer gewissen Geschwindigkeit kreisförmig auf dem Wasser herumfährt; ein prächtiges Schauspiel. Versehest Du den Napf mit Sternen, kleinen Irwischen und einem Antreiber von Pulver, ich sage Dir, es gibt am Ende eine Art Bienenschwarm, dessen ergöglicher Anblick all-

gemeine Sensation erregen muß. Oder willst Du sie mit Caprizen unterstützen.“

— „Ihr habt's getroffen,“ unterbrach ihn Grobby, „eine Caprize ist's, die ich im Sinne habe.“

— „Wahrhaftig? eine Caprize? da kannst Du denselben Satz benutzen.“

— „Zu meinen Caprizen,“ sprach Grobby mit etwas höhnischem Lächeln, „muß ich einen andern haben.“

— „Die Caprize,“ docirte Trenäus auf's Neue, „stellt mehrere Veränderungen vor, und endigt mit einem doppelten Wasserfalle.“

— „So recht,“ entgegnete der Mohr; „auch meine Caprize, lieber Meister, hat zum Zweck, eine bedeutende Veränderung hervorzubringen und soll mit einem absonderlichen Falle schließen. Knalleffekt, sage ich Euch, Knalleffekt, wie noch keine Eurer Caprizen und keine Caprize der Welt hervorbrachte. Kurzum, damit ich Eure kostbare Zeit nicht allzusehr in Anspruch nehme: habt Ihr eine blaue Kohle bei der Hand?“

— „Was?“ fragte stehend Frenäus, indem er die mächtige Brille von den Augen schob und den Schwarzen verwundert anstierte.

— „Eine blaue Kohle,“ antwortete Crobby nachlässig.

Dreimal ließ sich Frenäus die Benennung wiederholen, um seine Verlegenheit zu verbergen. Diese Frage verletzte tief sein pyrotechnisches Ehrgefühl; es ging dem armen Meister wie vermuthlich auch dem Leser: die sogenannte blaue Kohle war ihm ein unbekanntes Kunstproduct, und er schämte sich seine Unwissenheit einzugestehen. Es war ihm nicht wohl zu Muthe.

— „Ja, ja, Meister,“ fuhr der Neger fort, „eine blaue Kohle, so eine Art Knallpulverchen, wie sie wohl in Quito gebräuchlich; eine Erfindung des Teufels, wie meine Landsleute meinen, die ihm aber, wie ich es Euch beweisen will, der Mensch nachmachen kann. Gebt nur schnell ein Bißchen Alkohol, zwei Quentlein Schwefel, etwas Rosenwasser, Borax und dergleichen Schnurpfei-

ferieren, das Beste habe ich bei mir und will ich schon hinzuthun.“

— „Alle Wetter!“ rief Trenäus stehend, „Du bist in unsere Geheimnisse eingeweiht, wie es scheint, ein unterrichteter Mann. Das fließt Dir vom Munde!“

— „Kann sein,“ versetzte dieser; „doch zu dieser Mischung kann ich ja zufällig das Recept besitzen, ohne sonst ein gewaltiger Künstler zu sein“

— „Gib mir Dein Recept, Freund!“ unterbrach ihn Trenäus.

— „Ueberdies,“ fuhr Sener ironisch fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, „findet Ihr es vielleicht in einem trefflichen und seltenen Buche Eures Landsmanns Cranach, welches heißt: „Liber ignium ad comburendum hostes tam in mari quam in terra;“ es ist, glaube ich, vom Jahre 1572. Habt Ihr's nie gelesen?“

Trenäus war verblüfft; ihm gingen die Augen über. Uebermals hatte der arme Meister an diesem Gefellen seinen Meister gefunden.

— „Wie sagst Du?“ sprach er in größter Verlegenheit, fast alle Fassung verlierend, „wie? Blaue Kohle? Cranach? Also eine blaue Kohle willst Du anfertigen? Hier, mein Sohn, hier mein vortrefflicher Grobby; sämtliche Geräthschaften stehen Dir zu Gebote. Hier hast Du Ladeschaufel, Warze, Schlägel, Mörser, Kollirbrett und Sieb. Willst Du Paps und Stopiere? Oder Benzoecharz und Storax? Hier hast Du eine wohlverkleisterte Hülse. Was fehlt Dir sonst noch? . . . Und da Du so gut bewandert bist in diesem Fache, — warum, Schalk, sagtest Du es nicht früher? — da Du so bewandert bist, so kannst Du hier bleiben und mir helfen; ich habe noch eine große Anzahl freiselnder Schwärmer, Schlagraketen, Zündlichter, Sterne und Serpentinausfertigen; nicht minder Palmbäume, bewegliche und unbewegliche Firsterne und Frösche, lieber Junge, Frösche.“

Und dabei war Meister Trenäus auf seinen Sitz zurückgefallen und wischte sich den perlenden Angstschweiß vom glühenden Antlitz.

— „Du sollst mein Gesell sein, mein Freund, mein Alles. Theile mir Dein Buch mit, sage mir, was Du weißt; dagegen will ich Dich lehren den schönsten Silberregen zu fertigen, ja den angenehmfsten Goldregen dazu; überdies Brillantfeuer, Strahlfeuer, grünes Feuer, rothes Feuer, chinesisches Feuer, kurz alle Arten der künstlichsten Feuer. Wie ist es möglich, Crobby, Du ein Diener? ein Knecht? und kannst blaue Kohlen machen und verstehst Latein?.... Mach auf, mein Sohn, mach die Thür weit auf; es ist hier eine entsetzliche Hitze. Blaue Kohlen und Latein!.....“

— „Was ist zu thun!“ sprach mit widrigem Lachen Crobby, indem er die Thür mit dem Fuße aufstieß; „ein Diener bin ich zwar, aber, Herr, kein gewöhnlicher Diener. Und wer einer sein will wie ich, der muß schon etwas mehr können, als vier zählen, und sich, wo es darauf ankommt, schon bei drei irren und auch fünf gerade sein lassen, verstehst Ihr? Das ist auch eine Kunst, und zwar die Meinige. Die Eurige treibe ich so nebenbei.“

Trenäus verstummte.

— „Glaubt mir's, Meister,“ sprach der Mohr, „wenn ich mich Einem in Dienst gebe — (und dabei verweilte er mit einem merkwürdigen Ausdruck von verrückter Schlaueit und von Selbstvertrauen bei dem „ich“) — dann hat man sicherlich einen wohlunterrichteten Mann, wie Ihr vorhin sehr richtig sagtet, und einen, auf den man sich verlassen kann, darf ich mit gutem Gewissen hinzufügen.“

Und während er so sprach, hatte er seine Hemdsärmel aufgefrempt und war in voller Arbeit begriffen. Bald holte er diese Schachtel hervor, bald jene, hier eine Blechbüchse, dort Berg, Harz, Salpeter oder Mehlpulver. Trenäus traute kaum seinen eigenen Augen und glaubte ein Blendwerk habe ihn befangen; er wußte in der That nicht, ob er wache oder träume. Es schüttelte ihn wie Fieberfrost und ein kaltes Nieseln fühlte er über seinen ganzen Körper hinabgleiten, als er so dieses verzerrte schwarzgelbe Gesicht über den Treibofen hinübergrenzen, diesen Menschen so gelenkig, so

schnell, so sicher verfahren sah. Bei Gott, dachte er, es ist der Böse in leibhafter Person! Grobby holte schnell ein Bettelchen aus der Tasche, überblickte ihn flüchtig und sprach kopsnickend: Amen! Mit einem Satz war er zur Thür hinaus und verschwunden.

— „Das ist der leidige Satan!“ rief erschrocken Meister Trenäus; „Beelzebub oder Miriadef Mehemoth, der schwarze Raketenfürst! Was um des Himmels willen hat der Patron mit dieser Patrone vor, seinem höllischen Nachwerk? Puh! wie schlangengelb und todtenbleich war der schwarze Gefell, als er die Kohlen schürte. Ich glaube, er verbirgt Hörner unter dem dicken Wulst von krausem Haar. Cranach! Cranach!“ rief er wie toll, „Cranach, Du trefflicher Lehrer und hoher Meister, hilfst Du dem Bösen und verlässest den fleißigsten, treuesten Schüler in der Kunst? . . .“

Den armen Trenäus hatte wirklich das Fieber gepackt; er rannte in seinem Zimmerlein auf und ab, und hin und her, ohne zur Ruhe noch zur Arbeit gelangen zu können. Unterweilen, wenn er

an seinem Brettertisch vorüberannte, griff er in ein Häuflein Pulver und warf die erfaßten Körner auf die glühenden Kohlen, um entweder den bösen Geist auszutreiben oder durch Verpuffung seinem Herzen Luft zu machen. So ging es noch eine Zeitlang fort, und wiewohl zum bestellten Feuerwerco brillante noch viele Stücke fehlten, das Zeug dazu auf dem Tische lag und die Zeit eilte, so mußte in allem Ernste die Verpuffung dem bedrängten Trenaüs geradezu ein Bedürfniß geworden sein und als Herzenserleichterungsmittel wirklich gute Dienste leisten, da er aller Eile ungeachtet und auch trotz der augenscheinlichen Gefahr die von einer solchen Spielerei unzertrennlich ist, nicht umhin konnte, diese noch eine geraume Zeit fortzusetzen, im Hin- und Herrennen vor sich hinhummelnd: „Blaue Kohle!... Blaue Kohle, blauer Dunst!...“

Die Trauung.

Zwei Straßen führen von Livorno zur Capelle von Montenero, die eine und kürzere über den mit Willen und Gärten bedeckten Hügel selbst, die andere in einem acht Miglien langen Umkreis um denselben herum. Auf letzterer, die seit einigen Tagen durch starke und anhaltende Regengüsse fast unwegsam geworden war, zogen zwei Reiter mühsam dahin; durch die tiefe Finsterniß, die sie umgab, vernahm man nichts als die Hufstritte oder das Schnauben der schäumenden Rosse und das Klirren der Steigbügel.

Rechts, etwa eine Viertelstunde vom Wege, lag der Abhang, den sie vermieden, mit feinen Bauten und Anpflanzungen; links die mit Schilf, graugrünem Grase und Gestrüpp bewachsene und hin und wieder mit Buschwerk bedeckte tiefe Niederung, eine sumpfige öde, einförmige Ebene, in welcher der schwarze, dunkle Weg lag wie ein ausgestreckter Rabenflügel. Von allen Seiten zogen sich schwere Wolken zusammen, es wurde finstrier und finstrier, und einzelne Regentropfen fielen herab. Von der Meeresseite her blies ein so kalter, anhaltender Luftstrom, daß die Reiter die Mäntel dichter anzogen und sich ganz darin einhüllten.

— „Eine finstere, unheimliche Nacht!“ sprach Einer von ihnen.

Und so war es in der That. Der Wind heulte und jagte die schweren Regenwolken vor sich her, die, jeden Lichtpunkt verdrängend, bald den ganzen Horizont in ein trübes Schwarzgrau gefüllt hatten. Hin und wieder setzte ein aufgeschreckter Büffelochs quer über den Weg und in das raschelnde Schilf des Sumpfes hinein, daß die Pferde

scheu zusammenführen und mit einem unerwarteten Seitensprung ihre Reiter herabzuschleudern drohten.

In ziemlicher Entfernung von ihnen folgte ein Dritter, vermuthlich ihr Diener, der einen großen Hut mit breiter Krempe trug, und gleichfalls einen weiten Reitermantel umgeworfen hatte. In dem Augenblick, da dieser einige Büchsenhüsse etwa von der kleinen Capelle, nahe an einem dicken Gebüsch anhielt, um den Satteltgurt, dessen lockere Weite er sich nicht erklären konnte, fester anzuziehen, rief einer der vordern Reiter ihn zu drei verschiedenen Malen beim Namen: „Genaro!...“ Dreimal verhallte der Name; es erfolgte keine Antwort. Ein Messerstich hatte den Burschen niedergestreckt.

— „Genaro?“ fragte der Zweite der Reiter mit ängstlicher Stimme, „der ist ja todt....“

— „Der Name ist zwar derselbe,“ antwortete der Erste, „doch ist der Mensch ein Anderer; den Namen des erdolchten Getreuen gab ich zum Andenken an Jenen Diesem, weil auch er ein Getreuer ist.“

— „Ein ominöser Name!“ flüsterte der Andere, „und ein lahmer Cavalier dazu.“

— „Er ist stumm geboren, darum wählte ich ihn,“ fuhr Jener fort; „er wird hören, sehen und schweigen; das ist ein Zeuge, wie wir ihn gebrauchen können. Doch, ich höre ihn kommen. Vorwärts! vorwärts!“

Und Beide, die angehalten und bis dahin ungeduldig geharrt hatten, ritten weiter.

Endlich lichtete sich zur Rechten die Anhöhe, der Berg verschwand, der Weg führte einen sanften Abhang hinan, und nun konnten die Wanderer zwischen den hohen Ebenbäumen, welche diesen Platz, einen grünen Wiesenplan, gewissermaßen abgrenzen, die kleine einsam gelegene Capelle unterscheiden, deren Fenster matt erleuchtet waren.

In dem Augenblick, da der Kleinere der beiden Reiter absteigen wollte, sprang behend der Dritte, der in vollem Gallopp herangeritten war, hervor, um den Steigbügel zu halten.

— „Wie Du unterwegs nur so hast zögern können, Genaro!“ sprach der Andere unwillig.

„Rasch, Klopfe an, laß Fackeln bringen; man sieht ja die eigne Hand vor Augen nicht.“

Die Capelle wurde geöffnet, die Wanderer traten ein und warfen die Mäntel ab. Der Prinz erschien in schwarzer Kleidung mit gesticktem Silberstern auf der Brust; Cavalcada im einfachen weißen Kleide, mit einem weißen Schleier bedeckt, den ein Myrthenkranz befestigte. Sie zitterte sehr und mußte sich auf den Arm des Prinzen stützen; dieser war stumm, ernst und blaß. So standen sie eine Zeitlang lautlos nebeneinander; man hätte in der öden Kirche den heftigen Pulsschlag ihrer bewegten Herzen vernehmen können

Der Caplan erschien im Priesterornate, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte. Sie knieten vor dem Altare nieder, wechselten die Ringe, wurden getraut und eingesegnet. Die Knieende Cavalcada stand als Prinzessin Agnese wieder auf. Sie war bleicher noch als die Heilige von weißem Marmor, die vor ihr stand und nach der sie benannt worden war. Sie befand sich in einem seltsamen Zustand, über welchen sie sich keine Re-

chenschaft zu geben vermochte. Ein tiefer Ahnungs-
schmerz hatte sie ergriffen. Unwillkürlich gedachte
sie ihrer funfzehn Jahre und Fiamettens Schicksal;
ihres schön vergoldeten Circus und dieses einsamen
öden Raums; des feurigen Beifallssturms der an-
betenden Menge und des kalten Sturms, der draußen
tobte und wie eine zürnende Warnung an die flir-
renden Kirchenfenster schlug. Ihr war felt-
sam zu Muth. Der unbekante Priester, der mit
einem einzigen Namen ihre ganze frühere Existenz
aus dem Blicke der Lebenden strich; der unbe-
kante Diener, der fest in seinen Mantel gehüllt
sich hinter den finstern Pfeiler hielt, der Doppelt-
gänger eines bei ähnlicher Gelegenheit Verunglück-
ten; der Prinz so ergriffen, so bleich; sie selbst, so
geängstigt, so gequält, so ahnungsschwer.
Alles war ihr unheimlich, gespenstisch, unheilver-
kündend. Und dazwischen wollte sie das Bild der
unglücklichen Fiametta nicht verlassen. Ihr war,
als träumte sie einen schweren, wirren Fieber-
traum. Eine düstere Cheseier in dieser düstern
Nacht. Sie warf sich schluchzend, und ihr Schluchz-

zen unterdrückend, in die Arme des angetrauten Gemahls. — — —

Nach vollendeter Trauung verließen die Anwesenden den heiligen Ort. Der Diener schlug die breite Hutkrempe tief über das Gesicht herab und eilte zuerst hinaus.

Der Wolkenschleier hatte sich gelichtet, die Morgendämmerung schien nahe zu sein; es ließ sich jene empfindliche Kälte verspüren, die gewöhnlich den Tagesanbruch verkündet. In der Nähe rauschte und pfliff das Schilf unter den Tritten vorüberziehender Büffel. Unfern der Capelle, nämlich in der Niederung, liegt ein mit Weiden umgebener großer See; die Gegend selbst ist von Sümpfen durchschnitten und mit hohen Gräsern bedeckt, in welchen viele dieser Thiere hausen. Sie erinnert stark an die Umgegend Nettuno's.

Agnese bestieg ihr Pferd, indem sie den Fuß rasch auf des Dieners hingehaltene Hand setzte. „Was schnürst Du mir den Fuß so fest?“ fragte sie den Stummen verwundert; es war ihr, als hätte er plötzlich ihren Fuß an den Steigbügel be-

festigt. Fast gleichzeitig aber mit ihrer Frage zog Sener den Hals des Thieres hernieder und streichelte es an den Ohren. Bei dieser anscheinend einfachen Bewegung wurde das Pferd auffallend scheu; es bäumte sich, prallte seitwärts, schüttelte schnaubend den Hals und schlug den Kopf heftig gegen die Vorderschenkel herab. Agnese war über den unerwarteten Seitensprung Anfangs zwar bestürzt, doch fasste sie sich schnell und drückte dem scheuen Thiere die Sporen in die Seiten.

Nun aber entstand ein entsetzliches Schauspiel. Mit einem heftigen Knall flogen Tausende von bläulichen Feuerfunken vom Kopf des Pferdes auf dasselbe und auf die Reiterin herab. Wild schäumend bäumte es sich und setzte in toller Wuth hin und her, und nur durch Anwendung all' ihrer Kraft und Gewandtheit gelang es der bestürzten aber muthigen Reiterin, es noch einige Augenblicke zu händigen. Doch mit einem furchtbaren Satz warf es die Kleine in die Luft und sprang im wilden Galopp davon; sie aber, die Unglückliche, stülzte sich mit dem linken Bein an den Steigbügel ge-

schnallt und wurde, am Pferde herabhängend, fortgeschleppt und mit dem Kopfe gegen Steine und Bäume geschleudert.

In wüthenden Sprüngen rannte das schäumende Ross, die aufgeschreckten Büffel im wilden Jagen vor sich hertreibend, dem See zu, die Niederung hinab. Mitten im Feuerregen, von dem es umgeben war, konnte man die gestäubte Mähne durch die Luft fliegen und die schwellenden Nüstern Dampf und Funken sprühen sehen; links am Sattel sah man wie einen weißen Schleier herabflattern und sich krümmend die zerschmetterte Agnese. Mehrere Bauern, die des Wegs kamen, glaubten ein unheilbringendes Meteor zu gewahren oder einen teuflischen Spuk, und rannten im wilden Entsetzen davon.

Das ganze Ereigniß war so unerwartet, so urplötzlich gekommen, daß der Prinz, nachdem er einige Augenblicke wie versteinert da gestanden, kaum Zeit gehabt hatte aufzusitzen, um nachzujagen, als auch schon der ganze Spuk außer allem Bereich war.

— „Genaro!“ rief er mit gebrochener Stimme mechanisch, fast besinnungslos; doch er erhielt keine Antwort; der war weit, den er so nannte. Auch konnte an Rettung nicht zu denken sein.

Die Morgenröthe brach an. In voller Pracht und Herrlichkeit stieg, unter dem jubelnden Grufgesang der Lerchen, die Sonne über den Horizont empor und bedeckte die vorangefandten Purpurlinien mit ihrem goldnen Strahlenglanz. Ein wundervoller Spätsommernorgen.

Die zusammengerotteten Bauern, die das edle Roß hatten stürzen sehen, nahten sich dem Orte, wo es gefallen war. Es hatte sich, keuchend und zu Tode gehetzt, in den Sumpf hinabgestürzt und war erschöpft im Schilf hängen geblieben. Als sie den Ort erreichten, fanden sie es todt; im Stürzen hatte es sich den Kopf gegen die alten Weidenstämme zerfchmettert. Im rechten Ohre steckten noch die Ueberbleibsel einer abgefeuerten Patrone; an der linken Seite hatte es etwas Blutiges, Halbverbranntes, mit Schlamm Bedecktes, das

sie für die Felsen eines zerschellten menschlichen Leich-
 namts erkannten. Auf der kleinen Anhöhe, nicht
 weit von der Capelle, erblickten sie einen in seinen
 Mantel gehüllten Reiter, der wie eine steinerne
 Bildsäule unbeweglich da saß auf seinem unbeweg-
 lichen Pferde. Diejenigen von ihnen, die den
 Weg zur Stadt einschlugen, fanden unterwegs den
 Leichnam des erdolchten Genaro.

Tags darauf erzählte man sich, daß der Neges
 Crobby die Stadt verlassen und seine Schuld im
 Gasthose del Giardino dem Wirthe redlich be-
 zahlt hatte. Dieser versicherte, er habe fünfhundert
 Piafter in Gold bei sich geführt.

„Herzoge, seinem gnädigen Dheim, um eine
 „Unterredung nachgesucht, in Folge welcher der
 „am Neapolitanischen Hofe accreditirte, beider
 „Häusern persönlich befreundete, spanische Ge-
 „sandte, die Vermittlung dieser Angelegenheit
 „übernommen haben soll. Dem zufolge ließe
 „sich mit einiger Gewißheit die Vermuthung
 „aufstellen, daß die in dem erstgenannten fürst-
 „lichen Hause früher vorgefallenen beklagens-
 „werthen Zwistigkeiten, deren Kunde leider auch
 „in das größere Publikum gedrungen, nunmehr
 „glücklich beigelegt wären oder noch werden
 „dürften.“

„Einige Zeit später stand in den Notizie del
 „Giorno, aus Neapel:

„Die Vermählung des Prinzen Teodoro
 „de San Luca, mit Donna Mariane Fe-
 „lice Hermosa, Tochter des Herzogs von
 „Rocca Fuerte, hat unter den üblichen Feier-
 „lichkeiten Statt gefunden u.“

(Folgt die Beschreibung der Feierlichkeiten.)

Am Schluß:

„Signor Alessandro Guerra, Director
 „der berühmten Kunstfreitergesellschaft aus Rom,
 „ist zum Königl. Neapolitanischen Stallmeister
 „ernannt worden. Der deutsche Pyrotechniker,
 „Meister Trenäus, ein Diener des Prinzen
 „de San Luca, hat die Erlaubniß erhalten,
 „als pensionirter San Lucasinischer Hof-
 „feuerwerker in sein Vaterland zurückzuehren,
 „wo er sich in seinem Geburtsort Gomito dei
 „gatti, detto Casanelleboga, niederzulassen ge-
 „denkt. Es ist derselbe, dessen großes, von der
 „englischen Fregatte „Typhon“ bestelltes, bril-
 „lantes Feuerwerk vor anderthalb Jahren zu
 „Livorno auf dem Bassin so eclatant verun-
 „glückte.“

